
Buchbesprechungen

Lina Franken

Digitale Methoden für qualitative Forschung. Computationelle Daten und Verfahren. Münster, New York: Waxmann 2023, 279 S. ISBN 978-3-8252-5947-1.

Digitale Themen und Alltage sind längst im Forschungsinteresse ethnografischer Studien angekommen: In Form von *Social-Media-Analysen*, *Game Studies* oder Algorithmisierungen gibt es zahlreiche Beispiele aus der aktuellen Forschungslandschaft. Doch wie viel technische Expertise muss ich als ethnografisch forschende Person in digitalen Feldern eigentlich mitbringen? Wann ist es sinnvoll, auch in der Datenerhebung und -auswertung computationelle Verfahren zu nutzen?

Lina Franken legt mit „Digitale Methoden für qualitative Forschung“ einen Band vor, der diese Fragen zu beantworten sucht – und dies nicht nur inhaltlich überzeugend, sondern zudem auch einsteigerfreundlich schafft. Der utb-Band liefert einen forschungspraktischen Einblick in computationelle Methoden qualitativer Sozialforschung und deren technische Hintergründe, diskutiert aber auch ethische (Datenschutz und Datenethik, S. 29) und epistemologische (S. 38) Variablen, die bei einer kritisch-reflektierten Nutzung der präsentierten digitalen Methoden unabdingbar sind.

Die erste Hälfte des Bandes schafft zunächst ein grundlegendes Verständnis darüber, was unter einer breiten Verwendung des Begriffs der digitalen Methoden zu verstehen ist (Dachbegriff, S. 19), an welchen Stellen digitale Methoden für qualitative Forschung Relevanz erhalten und welches technische Vorwissen für eine Anwendung computationeller Erhebungs- und Auswertungsverfahren nötig ist (Kapitel 1). Neben einer Einführung in die *Digital Humanities* und die *Social Computing Studies* als Schnittstellendisziplinen wird ebenso ein grundlegendes Wissen zu Datenethik, Datenschutz und computationellem Denken zugänglich vermittelt und im Zusammenspiel mit empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektiven kontextualisiert (Kapitel 2). Die zweistufige Unterscheidung von Datentypen in forschungsinduzierte und prozessproduzierte im ersten Schritt und in vier technische Datentypen (Text, Bild, *Social Media* und *Trace*) als Unterkategorien rundet diese Einführung in die Grundlagen digitaler Methoden ab und legt so die Basis für die folgende Präsentation spezifischer digitaler Forschungsmethoden.

Im zweiten Teil des Buches stehen das Anwenden und Ausprobieren computationeller Verfahren im Vordergrund. Kapitel vier widmet sich dem Finden und Speichern von digitalen Daten, erläutert dabei allgemeine Probleme wie Zugänglichkeiten und Erhebungszeitpunkte (S. 103), führt in die Möglichkeiten digitaler

Dokumentationsprozesse (S. 105) ein und diskutiert den Einsatz digitaler Tools und Datenbanken, um schlussendlich mit der Aufbereitung digitaler Daten (S. 129) zu den digitalen Analyseverfahren überzuleiten (Kapitel 5). Beispielhaft sei hier auf die Sentimentanalyse (S. 182) verwiesen, welche versucht, Emotionen via Textklassifikation in Zahlen zu übersetzen, um so die emotionale Polarität spezifischer Textstellen darzustellen. Jedes Methodenkapitel enthält dabei eine detaillierte Erläuterung zur jeweiligen Analysemethode, behandelt Einsatzmöglichkeiten und Grenzen und endet mit einer Übungsaufgabe zum unmittelbaren Testen. Die finalen Kapitel des Bandes reflektieren Potenziale digitaler Unterstützungsoptionen im Forschungsprozess (Kapitel 6), diskutieren die Idee, selbst die Grundlagen des Programmierens zu erlernen (Kapitel 7), und zeigen auf, innerhalb welcher Grenzen digitale Verfahren und Daten für qualitative Forschung nutzbar sind (Kapitel 8).

Lina Franken präsentiert ein überzeugendes Einführungswerk in die Kontexte und Anwendungen digitaler Methoden in der qualitativen Forschung. Der Band bietet theoretische Grundlagen zu Begrifflichkeiten und Konzepten aus der Informatik und bereitet diese ansprechend für ein Publikum aus Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften auf. Das wirkt zeitweise etwas techniklastig, wird aber durch klar strukturierte Erläuterungen, garniert mit einleuchtenden Schaubildern auch für Leser*innen ohne Technikaffinität mehr als ausgeglichen. Die große Stärke des Buches ist die praxisorientierte Darstellung: Anhand zahlreicher Beispiele, Fallstudien und Übungsaufgaben zeigt Franken praxis- und forschungsnah, wie digitale Methoden eingesetzt werden können, wo deren Potenziale und Grenzen liegen und warum es sich lohnt, sich mit dem Themenkomplex auseinanderzusetzen. Dies macht das Buch nicht nur besonders wertvoll für fortgeschrittene Wissenschaftler*innen, sondern auch für Studienanfänger*innen, die auf der Suche nach einem Zugang zu digitalen Methoden sind. Zudem bietet die großartige Übersicht über verschiedene Software-Tools, Plattformen und bewährte Ressourcen (Kapitel 11: Glossar, S. 247 ff.) großes Potenzial für die Integration der vorgestellten Methoden in Lehrformate und Forschungsprojekte.

Lina Franken leistet so nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Entmystifizierung computationeller Verfahren innerhalb der Disziplin, sondern bietet durch einen Blick in die Blackbox digitaler Methoden einen wunderbaren Zugang zum Ausprobieren und Inspirierenlassen für Forschende und Studierende gleichermaßen.

Felix Masarovic, Tübingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.16>

Helge Gerndt

Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute. Münster: Waxmann 2020, 244 S. ISBN 978-3-8309-4200-9.

Die vorliegende Monografie ist zwar bereits 2020 erschienen, doch wurde der Rezensent erst später angefragt, weswegen die Besprechung nun erscheint. Auch wenn bereits früher veröffentlichte Einzelstudien die Grundlage des Buches bilden, erscheint es als Einheit, da die jeweiligen Beiträge überarbeitet und Querverweise eingefügt wurden, wobei auch neuere und neueste Literatur herangezogen wurde. Daher kann das Buch mit Fug und Recht als eine neue Einführung in die Sagenforschung bezeichnet werden, was aus mehreren Gründen sinnvoll ist. Zum einen ist die letzte „Einführung in die Sagenforschung“ von Leander Petzoldt in der dritten überarbeiteten Auflage bereits 2002 erschienen. Zum anderen ist die Sage aus Sicht des Rezensenten eine unterschätzte Gattung, und das sowohl in der Europäischen Ethnologie als auch in der Psychologie. Diese befasst sich vorrangig mit dem Märchen und dem Witz, während jene der Erzähl- und Sagenforschung derzeit nur eine geringe Aufmerksamkeit zuteilwerden lässt, abzulesen vor allem daran, dass kaum diesbezügliche Lehrveranstaltungen angeboten werden. Das ist ein Mangel, denn erzählt wird viel und gern, wenn man nicht gerade Einsiedler ist.

Man verschafft sich nämlich durch das Erzählen, neben vielem anderen, Erleichterung, indem man Belastendes zum Ausdruck bringt; es dient der Selbstvergewisserung und Identitätsbildung, doch vor allem – und mit Blick auf die Sage – hilft es, Phänomene, die einen beunruhigen, einzuordnen und dergestalt ein Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Darum ist die Sage von Bedeutung, denn sie befasst sich mit jenen Dingen, die als etwas Fremdes plötzlich im Alltag auftauchen, ihn aber gleichzeitig überschreiten, weil sie vom Unglaublichen oder Merkwürdigen berichten, also genau von dem, was im alltäglichen Leben normalerweise nicht vorkommt. Dabei ist das Menschenbild, ähnlich wie in einem Großteil der Dichtung und Philosophie, skeptisch geprägt. Genau diese Aspekte aber machen die Sage interessant und lösen Ambivalenz aus: Die Sage transzendiert den grauen Alltag und die Wiederkehr des Immer-Gleichen, das von ihr berichtete Geschehen ist sozusagen das Salz in der Suppe des Lebens, doch gleichzeitig stellt sie das Streben nach Sicherheit infrage, indem man mit dem Fremden und Bedrohlichen konfrontiert wird. Das jedoch ist etwas Isoliertes, und weil Menschen, um es mit dem Germanisten Wilhelm Köller zu formulieren, „isolierte Tatsachen letztlich nicht ertragen können, weil uninterpretierte Tatsachen von ihnen als Bedrohung empfunden werden, haben die Wahrnehmungssubjekte immer eine unaufhebbare Neigung, die ihnen begegnenden Phänomene in Sach- und Entwicklungszusammenhänge einzuordnen, um ihnen dadurch den Stachel der Bedrohlichkeit zu nehmen“ (Perspektivität und Sprache, 2004, S. 837). Und dem dient das Erzählen, insbesondere über „Sagenhaftes“.

Gerndt exemplifiziert das unter anderem an den wundersamen Geschichten – vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert – um Heinrich den Löwen, am „Fliegenden Holländer“ und am „Klabautermann“ (im Inhaltsverzeichnis unter Kap. 8 leider als „Kabautermann“ geschrieben), doch kommen auch moderne Sagen – zumeist in Gestalt der Zeitungssage – nicht zu kurz: zum einen die „fliegende Kuh“, welche anno 1997 aus einem Flugzeug auf ein Schiff gefallen und dieses daraufhin untergegangen sein soll, zum anderen die Milzbrand-Attacken in zeitlicher Nähe zum Anschlag auf das World Trade Center (9/11), von denen einige, bei denen die Erreger in Briefen verpackt waren, tatsächlich stattgefunden haben.

Darüber hinaus sind in dem Buch Kapitel über die Geschichte der Sagenforschung vorhanden, wobei ein Schwergewicht naturgemäß auf dem 19. Jahrhundert bzw. den Brüdern Grimm liegt, auf die ein kritischer Blick geworfen wird, sowie über die Theorie der Sage. Diese Überlegungen sind teils philosophisch bzw. theoretisch unterlegt, etwa die Bezugnahme auf Gernot Böhmes Unterscheidung zwischen Realität (z. B. Sagen in Druckwerken) und Wirklichkeit (z. B. Rezeption durch die Leserin bzw. den Leser) (S. 165 f.), oder die Frage, was die gegenwärtige „Welt der grenzenlosen Horizonte“ (S. 193) für die Sagenforschung bedeutet, nämlich nicht mehr Erkenntnisziel, sondern Erkenntnismittel zu sein (S. 195).

Das eine oder andere könnte man kritisch anmerken. Fortdauernde kontinuierliche Überlieferungen sind zu hinterfragen, das ist seit geraumer Zeit Stand der Forschung und wird von Gerndt am Beispiel der Auerberg-Sagen (Kap. 4) überzeugend nachgewiesen. Aber da er vor geraumer Zeit die Habilitationsschrift des Rezensenten über Sturmfluten besprochen hat (Nordsee ist Mordsee, 2005), hätte er wissen können, dass die Existenz Rungholts, des „friesischen Atlantis“, zwar von der Wissenschaft bis ins beginnende 20. Jahrhundert verneint, aber in der populären Überlieferung seit dem ausgehenden Mittelalter kontinuierlich bejaht wurde – und sie hat Recht behalten, der Ort hat wirklich existiert, wie wir heute wissen. Denn vor allem in sogenannten Risikoregionen ist Überlieferung als *longue durée* dann vorhanden, wenn das Vergangene als mahnendes Beispiel relevant bleibt. – Etwas anderes: Ob in modernen Sagen das Numinose wirklich verblasst sei (S. 171) und auch keine Geister in ihnen vorkämen (S. 156), ließe sich unter anderem am Beispiel des „verschwundenen Anhalters“ – und anderer Wiedergänger-Erzählungen – mit einem Fragezeichen versehen.

Aber das sind Meinungsverschiedenheiten, die das insgesamt positive Bild der Monografie nicht trüben sollen, denn insgesamt betrachtet erhält man ein klares Bild der Sage und der Sagenforschung. Hervorzuheben ist, dass Gerndt – im Gegensatz zu der Mehrzahl der Erzählforscherinnen und Erzählforscher – der Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Sage nicht ausweicht, was deswegen herauszustellen ist, weil diese das Publikum besonders interessiert. Darüber hinaus handelt es sich um die erste umfängliche Einführung in die Thematik seit 20 Jahren, es wird modernen

Sagen breiter Raum gewidmet, und es ist eine teils tiefeschürfende philosophische bzw. theoretische Fundierung vorhanden.

Bernd Rieken, Baden bei Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.17>

Barbara Sieferle

Nach dem Gefängnis. Alltag und unsichtbare Bestrafungen. Bielefeld: Transcript 2023, 234 S. (Kultur und soziale Praxis). ISBN 978-3-8394-6891-3.

Die Strafe des Freiheitsentzugs ist in unserem Rechtssystem fest verankert. Mehr als 44.000 Menschen sind gegenwärtig in Deutschland aufgrund des von ihnen – laut Gesetz – begangenen Unrechts im Gefängnis. Aber warum gibt es Gefängnisse überhaupt? Und was bedeutet es für Menschen, eine Gefängnisstrafe abgeleistet zu haben? Was passiert mit ihnen, wenn sie wieder in die (ersehnte) Freiheit entlassen werden? Die Freiburger Kulturwissenschaftlerin Barbara Sieferle zeichnet in ihrem Buch anhand dieser grundlegenden Fragen ein vielschichtiges Porträt von hafterfahrenen Männern „nach dem Gefängnis“ und zeigt, wie mit der Rückkehr in die Freiheit und dem Versuch, einen Alltag aufzubauen, für viele die „eigentliche Strafe“ erst beginnt.

Mit dieser Perspektive gelingt es ihr, das Konzept von Strafe, das in den Rechtswissenschaften, der Sozialen Arbeit, der Soziologie und auch in der Empirischen Kulturwissenschaft nach wie vor in erster Linie als eine staatsrechtlich-formelle Sanktion gefasst und untersucht wird, analytisch zu weiten und die informell-alltäglichen Formen des (Be-)Strafens und deren Wirkkraft in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken. Das untersuchende Prinzip der Arbeit ist die Ethnografie: also die umfängliche und langandauernde Teilhabe an den täglichen Verrichtungen der Protagonisten der Studien. So begleitete Barbara Sieferle über 24 Monate hinweg zwölf aus der Haft entlassene Männer. Sie erlebte, wie sie ihre ersten Schritte in die neugewonnene Freiheit unternahmen, dokumentierte ihre schmerzlichen Zurückweisungen in dem Versuch, erwerbstätig zu werden und soziale Kontakte zu knüpfen, legt dabei offen, wie die Männer in der täglichen Routine der Freiheit versuchen, die an sie herangetragenen Erwartungen und Aufgaben so gut es geht zu erfüllen, und beschreibt auch die Erfolge des „Neueinstiegs“, die sich hier hineinmischen.

Aus den gewonnenen Einsichten entwickelt Sieferle eine sehr genaue Erzählung davon, worin die Strafe im Leben nach der Haft konkret besteht und wie sehr sie eine gesellschaftliche Praxis darstellt, die „unsichtbar wirkt und ganz spezifische Formen annimmt: Stigmatisierung, moralische Verurteilung, soziale Marginalisierung und Exklusion, sozioökonomische Prekarisierung“ (S. 172). Die Studie gerinnt dabei zu einem Plädoyer der kritischen Gefängnisforschung, die den Sinn und Zweck

des institutionalisierten Einsperrens hinterfragt und dessen Selbstverständlichkeit aufhebt. Sieferles Arbeit besteht in diesem Zusammenhang vor allem durch den Repräsentationsstil: Die Autorin erzählt fesselnde Geschichten, die in tatsächlichen Orten und Menschen verankert sind und aus denen heraus die Analyse bzw. Abstraktion verständlich wird. Gerade weil sie hier einen wichtigen Beitrag zur Textualisierungsdebatte in den ethnografisch arbeitenden Wissenschaften leistet, möchte ich im Folgenden den Inhalt und die Thesen der Untersuchung durch deren Form bzw. durch die Ästhetik des (Be-)Schreibens bzw. Darstellens genauer beleuchten. Welche stilistischen Innovationen zeigen sich an, worin liegt ihr Potenzial und was lässt sich hier auch kritisch-gewinnbringend hinterfragen?

Eine der darstellerischen Besonderheiten spiegelt sich bereits im Aufbau der Arbeit. So werden in der Einleitung zwar die zentralen Fragestellungen erörtert und die theoretische wie empirische Herangehensweise der Untersuchung diskutiert: Sieferle geht darauf ein, wie und wann sich in Europa die Strafe des Freiheitsentzugs etablierte und problematisiert in diesem Zusammenhang die Prämissen einer „Resozialisierung“. Zudem stellt sie die soziokulturelle Selektivität des Strafrechts heraus und erklärt, inwiefern Strafen rückwärtsgewandt als Vergeltung oder zukunftsorientiert als Prävention krimineller Taten zu verstehen sind. Sie kann schließlich aufzeigen, wie sich die konzeptionelle Basis ihrer Forschung mit der datenerhebenden Zugangsweise der Ethnografie verbindet. Doch während sie all diese Aspekte im Eröffnungskapitel darlegt, nimmt Sieferle zugleich davon Abstand, der Leserin – anders als es sich für wissenschaftliche Arbeiten mittlerweile etabliert hat – einen Überblick zu den im Buch abschnittsweise verhandelten Themen und den daraus erwachsenen Erkenntnissen zu bieten. Vielmehr verweist sie auf den Verstehensprozess der Forscherin, der im und mit dem Buch spürbar und nachvollzogen werden soll. Im Zentrum der Darstellung stehen empirische Beschreibungen und kulturalanalytische Überlegungen. Sie bilden, wie Sieferle herausstellt, „ethnografische Bausteine“ (S. 28), die sich erst am Ende der Arbeit zusammenfügen, weshalb auch erst am Ende der Arbeit ein „Überblick“ über die Forschung erfolgt und sich damit die Frage zum Leben nach der Haft und der darin enthaltenen (unsichtbaren) Strafe vollständig klären lässt.

So taucht man denn auch von Anbeginn der Arbeit tief in die Alltagswelten haft-erfahrener Männer ein, ohne zu Beginn eines jeden Kapitels einen inhaltlichen wie analytischen „Fahrplan“ an die Hand zu bekommen. Überschriften deuten Themen und die Analyserichtungen lediglich an, womit in wohlthuender Weise Raum für ausführliche dichte Beschreibungen von Feldsituationen und damit für Interpretationen geschaffen wird. Fast unbemerkt führt Sieferle die Leserin dabei an ihre konzeptionellen Überlegungen heran. Aus den Schilderungen verschiedener Teilaspekte des Lebens nach der Haft wird so die „Entlassung“ in ihrer Liminalität erkennbar, also als eine Phase der Ungewissheit, Verunsicherung und Fremdheit gegenüber der Welt draußen, in der selbst ein so selbstverständlicher Ort wie die eigene Wohnstube mit

der eigenen Familie zu einem Platz der Anormalität wird. Sieferle arbeitet in einem weiteren Kapitel den Umgang mit dem Stigma der Gefährlichkeit hafterfahrener Männer heraus und geht den Prozessen der „Brandmarkung/ Etikettierung“ nach, die sie auch als Praktiken der „Veränderung“ fasst. Weitere ethnografisch breit ausgeleuchtete Themen betreffen u. a. die moralischen Selbstbilder, die hafterfahrene Männer von sich entwerfen, wie auch die Praxis und Einübung des konkreten Alltags in Freiheit. Es tritt dabei die Fortdauer des Bestrafens klar hervor. Beispielsweise können hafterfahrene Männer, so wird in eingängigen Erzählungen gezeigt, das Leben in der Freiheit kaum habitualisieren, mithin in Handlungsmuster münden lassen, über die sie nicht weiter nachdenken. Stattdessen routinisieren sie Praktiken und richten sich dabei stets an einem kulturellen Erwartungshorizont aus. Die nichtreflektierte Selbstverständlichkeit des täglichen Einerleis avanciert strafenderweise zu einem Ideal, das nie erreicht wird.

Die Darstellung all dieser verschiedenen Bereiche und Vorstellungen des Lebens nach der Haft folgt in der Veröffentlichung einer Rhythmik, die für Ethnografien spezifisch ist: dem behändigen Wechsel zwischen ausführlichen Beschreibungen und den sich daran anschließenden analytischen Überlegungen. Diesem Wechsel inhärent entwickelt Sieferle allerdings sehr unterschiedliche Erzählweisen. So eröffnen einige Kapitel „klassisch“ mit einer Situationsbeschreibung, an die sich weitere Szenen anfügen: Schauplätze und Protagonisten wechseln und kommen in der Beschreibung und Analyse wie ein Mosaik zu einem „Gesamtbild“ zusammen.

In anderen Kapiteln arbeitet Sieferle hingegen mit der Technik der Rahmenerzählung: Eine Geschichte umschließt mehrere Geschichten. Für die Betrachtung der Stigmatisierungen und des Stigmamanagements hafterfahrener Männer beispielsweise ist der Ausgangspunkt eine einzelne Begebenheit, bei der der Satz „Ich beiße nicht“ gegenüber Sieferle fällt. Vom Fließtext deutlich abgesetzt ist er wirkungsvoll zu Beginn des Kapitels platziert. Derjenige, der diesen Satz formuliert, wendet sich damit gegen das Stigma der Gefährlichkeit, das ihm anhängt. Hieran reißen sich nun Geschichten, die weitere Formen der Stigmatisierung und des Umgangs damit offenlegen. Im Fortgang des Kapitels kommt Sieferle immer wieder auf den Satz „Ich beiße nicht“ und die entsprechende Situation zurück. Dies, so lässt es sich fassen, bildet nicht nur einen erzählerischen Rahmen, sondern nimmt den Stil einer Serie an: Mit jeder wiederholten Referenz zur Begebenheit – einer neuen „Folge“ zu: „Ich beiße nicht“ – dringt die Leserin in die Komplexität dieser spezifischen Begebenheit vor und bekommt weitere Betrachtungsmöglichkeiten offeriert. Das Rahmen- und Serienformat erweist sich hier in herausgehobener Weise evokativ. Es wird Spannung kreiert („Wie geht es weiter?“), und zugleich ermöglicht die Darstellungsweise, sehr nah an den einzelnen Protagonisten heranzurücken, um die Vielschichtigkeit eines Phänomens Schritt für Schritt – Folge für Folge – besser zu verstehen: Ein ethnografischer Moment par excellence stellt sich her.

Neben der Rahmen- und Serienerzählung greift Sieferle darstellerisch auf den Stil des Dokumentarischen zurück. So gibt sie gemeinschaftliche Gespräche – unverbindliche Small Talks, spontane Alltagskonversationen und persönlich tiefgehende Dialoge – in ausführlichen Passagen wörtlicher Rede wieder. Auch Zeiten des Schweigens werden genau festgehalten. Die Ethnografie nimmt hier den Stil eines Textbuches an, in dem genau ausgeführt ist, wer wann und wie das Wort ergreift. Allein in der Darstellung gerinnt der Alltag nach der Haft hier zur Goffman'schen Bühne, auf der die Protagonisten ihren spezifischen Platz und ihre (Text-)Rolle – in ihren vielen Nuancen der Verunsicherung und Ermächtigung – einnehmen. Sieferle beherrscht die unterschiedlichen Darstellungsweisen mit Bravour.

Bei aller Begeisterung, mit der ich „Nach dem Gefängnis“ gelesen habe, sehe ich einige Aspekte an der Studie kritisch. So führt Sieferles Ethnografie – wie dies für wissenschaftliche Untersuchungen üblich ist – einen umfassenden Apparat an Verweisen, Kommentaren und weiterführenden Informationen mit sich. In Form von Endnoten ist er am Schluss der Studie zu finden. Dies ist dem Lesefluss der ‚Haupterzählung‘ sicherlich zuträglich. Allerdings erweisen sich die Endnoten bei genauer Lektüre als äußerst ausführliche Diskussionsplattformen: Analytische Kategorien werden nochmals differenziert, disziplinär unterschiedliche Zugangsweisen zu Fragen von Strafen kritisch dargelegt und Umstände der Forschung, Gründe für Auslassungen genauer beleuchtet. Einige der Auseinandersetzungen und Darlegungen wären es meines Erachtens nach ‚wert‘ gewesen, in die Haupterzählung integriert zu werden – die Ethnografie hätte dadurch auch erzählerisch nochmals an Dichte gewonnen. Sieferle selbst plädiert dafür, dass man in ethnografischen Darstellungen die dichte Beschreibung, konzeptionelle Überlegungen und Diskussionen noch stärker miteinander verschmelzen sollte, weil sie erkenntnistheoretisch gar nicht voneinander zu trennen bzw. eng miteinander verflochten sind – sie hat hier einen außerordentlich wichtigen Punkt getroffen, was wissenschaftliche Repräsentationen leisten sollten (S. 208, FN 62). Insofern verwundert es, dass sie sich für eine so rigorose Abtrennung des eher fachwissenschaftlich gehaltenen Diskurses im hinteren Teil des Buches entschieden hat und er konsequent aus dem Blickfeld der Leserin gehoben wurde. Sicherlich liegt die ‚Gefahr‘ der umfänglichen Integration fachwissenschaftlich detaillierter Betrachtungen in die ‚Haupterzählung‘ darin, dass Menschen und Phänomene so allzu schnell zur theoretischen Manövriermasse werden und hinter szientistischer Prosa verschwinden. Dass dies nicht erfolgt: Genau hierin besteht die wissenschaftliche Kunstfertigkeit und ‚Schönheit‘ der Ethnografie.

Insgesamt gewährt Sieferle einen tiefen Einblick in eine sehr verschlossene männliche Lebenswelt. Die Bedeutsamkeit von Geschlecht für die eigene Selbstverortung im Leben nach der Haft wird von Sieferle entsprechend auch verhandelt. So nuanciert die Ausführungen und Interpretationen hier sind, sie bleiben letztlich punktuell. Hier hätte man sich eine kontinuierlichere Einbeziehung einer gegen-

dernten Perspektive gewünscht. In ihrer analytisch-beschreibenden Komplexität und ‚Feingliedrigkeit‘ bilden solche ethnografischen Betrachtungen nämlich ein wohl-tuendes Gegengewicht zu gesellschaftstheoretischen Verallgemeinerungen der eher soziologisch orientierten Geschlechterforschung, das es unbedingt zu stärken gilt. Diese Einwände sind vor allem als Vorschlag für weitere Debatten zum Potenzial und zur Entwicklung ethnografischer Repräsentations- bzw. Erzählweisen in der Gefängnisforschung, den Geschlechterstudien und darüber hinaus zu verstehen.

Barbara Sieferle hat eine enorm wichtige Studie zum Verständnis unseres heutigen Zeitalters des (Be-)Strafens und Einsperrens verfasst. Das Buch stellt ein Musterbeispiel ethnografischen Arbeitens dar und zeigt die Erkenntniskraft einer wissenschaftlich-prosaischen Erzählweise auf, die über das akademische Feld hinaus überzeugt.

Victoria Hegner, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.18>

Anne Lisa Carstensen/Sabine Hess/Lisa Riedner/Helen Schwenken
Solidarität – Kooperation – Konflikt. Migrantische Organisationen und Gewerkschaften in den 1970/1980er Jahren. Hamburg: VSA 2022, 317 S.
 ISBN 978-3-96488-135-9.

Die Gewerkschaftsgeschichte der BRD wird meist als Geschichte einer homogenen arbeitenden Klasse erzählt. Dabei nimmt allerdings häufig die Figur eines weißen männlichen Arbeiters mit deutscher Staatsbürgerschaft einen Allgemeinplatz ein. Wird Migration hingegen in der Nachkriegsgeschichte der BRD zum Thema, so wird sie meist in Bezug auf die Position der Gewerkschaften zum Anwerbestopp in den 1970ern adressiert. Ferner wird die Rolle migrantischer Kämpfe meist als Geschichte der Inklusion von Migrant_innen in vorhandene Strukturen beleuchtet (S. 11) und weniger in Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen und gewerkschaftspolitischen Transformationen, die migrantische Arbeiter_innen auf den Weg brachten. Das Buch „Solidarität – Kooperation – Konflikt“ von Anne Lisa Carstensen, Sabine Hess, Lisa Riedner und Helen Schwenken zeigt hingegen, wie Gewerkschaftsgeschichte aus der Perspektive der Migration neu erzählt werden kann.

Einleitung und Fazit sind von allen vier Autor_innen gemeinsam verfasst. Anhand von sechs empirischen Fallstudien liefern Anne Lisa Carstensen für Hamburg und Lisa Riedner für Stuttgart eine historisch-soziologische Forschung in den beiden Industriestädten, in der einer differenzierten bewegungspolitischen Geschichte von Arbeit und Migration Rechnung getragen wird. Dabei zeigen sie eindrucksvoll, wie diverse politische Akteur_innen – darunter migrantische Organisationen, gewerkschaftliche Anlaufstellen, Begegnungsstätten und Initiativen – in umkämpfter

Beziehung standen und für ihre Belange in und außerhalb der Fabrik – in den Stadtteilen, in kommunalpolitischen Treffen und in aktivistischen Zusammenkünften – einstanden.

Für das Beispiel der Hansestadt beschreibt Anne Lisa Carstensen das Verhältnis zwischen der „Zentralstelle für ausländische Arbeitnehmer des DGB“ und den in den 1970er-Jahren gegründeten Begegnungsstätten. Weiterhin untersucht sie die Proteste infolge der Massenentlassungen aus der HDW Werft im Jahr 1983 sowie die Mobilisierungen gegen „Ausländerfeindlichkeit“ nach den rassistischen Morden an Mehmet Kaymakçı und Ramazan Avcı im Jahr 1985.

Für Stuttgart beschreibt Lisa Riedner die gewerkschaftsoppositionelle Gruppe „Plakat“ im Stammwerk Daimler-Benz in Untertürkheim, welche 1972 erfolgreich mit einer eigenen Liste bei der Betriebswahl gegen die IG Metall kandidierte. Im Zentrum stehen der Kampf für die 35-Stunden-Woche 1984 sowie die Bewegungen für das kommunale Wahlrecht für Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit in den 1980er-Jahren. Das spannende Material umfasst Interviews mit Zeitzeug_innen sowie Quellen aus Workshops, Biografien und zeitgenössischem Archivmaterial wie Flyern und Zeitschriften. Durch Diskussionen mit Zeitzeug_innen werden die damaligen Debatten qualitativ ausgelegt und vertiefend diskutiert.

Für die Jahre des Strukturwandels, in denen Gewerkschaften sich zwischen Anwerbestopp und Forderungen nach Integration positionierten und in denen der Diskurs einer Einwanderungsgesellschaft erste (polarisierende) Züge annahm, adressieren die Autor_innen die komplexe und umstrittene Herstellung eines gewerkschaftlichen und migrationspolitischen „Wir“. Zentrale Begriffe des Untersuchungszeitraums wie beispielsweise „Anwerbestopp“, „Arbeitsplätzevernichtung“, „Ausländerfeindlichkeit“, „Rückkehrprämie“ und „Inländerprimat“, die den migrationspolitischen Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte in Westdeutschland prägten, werden anhand von Streiks, Besetzungen, Protesten und aktivistischen Forderungen in den beiden Städten umfassend thematisiert. Die Forschungen zu Hamburg und Stuttgart werden im Buch getrennt präsentiert, was die Orientierung entlang der Fallstudien lesefreundlicher macht. Beide Städte werden mit ihren jeweiligen Besonderheiten zu lebendigen Bühnen strategischer inner- und außerbetrieblicher Kämpfe.

Als Stadt eines „Multikulturalismus von oben“ (S. 42) positionierte sich Hamburg in den 1980er-Jahren gegen die Einrichtung eines Landesprogramms zur Rückkehrförderung und warnte vor den aufenthaltsrechtlichen Folgen von Arbeitslosigkeit beziehungsweise Sozialhilfebezug, die als Grund für eine Ausweisung kein Muss, sondern Ermessenssache waren. Dabei wurde im städtischen Sozialamt eine Praxis geübt, die heutzutage als Praxis einer „sanctuary city“ bezeichnet werden könnte: Über die ersten sechs Monate eines Leistungsbezugs wurde die Ausländerbehörde nicht in Kenntnis gesetzt (ebd.). Auch die CDU-Stadtregierung Stuttgarts positionierte sich gegen die restriktive Bundesmigrationspolitik und das Rotationsprinzip,

Stuttgart definierte sich somit im Vergleich zu anderen deutschen Städten relativ früh als Einwanderungsstadt. Gleichzeitig wurde Migration in beiden Städten auch problematisiert. Dies wird anhand der verschärften Haltung in puncto Asylpolitik besonders deutlich.

Bundesweite und transnationale Bezüge werden ebenfalls thematisiert. Insbesondere hinsichtlich der Organisation für das kommunale Wahlrecht in Stuttgart macht Riedner deutlich, wie inmitten der Abschottungs- und Rückkehrpolitik der 1980er-Jahre westdeutsche antirassistische Initiativen Bezüge zu antirassistischen Bürgerrechtsbewegungen in den USA und in Südafrika herstellten (S. 228). Hier war die Initiative gegen Rassismus im baden-württembergischen Umfeld Vorreiter, die den Begriff Rassismus (anstatt „Ausländerfeindlichkeit“) schon in den 1980er-Jahren als zentrales Konzept verwendete (S. 166). So tragen die Forschungen zu einer post-migrantischen Erinnerungspolitik bei.

Für die Momente, in denen Gewerkschaften eine tragende Rolle für migrantische Forderungen spielten, werden die Unzulänglichkeiten eines sozialpartnerschaftlichen Korporatismus ebenfalls ans Licht gebracht, wie etwa die mangelnde Infragestellung von Machtverhältnissen inner- und außerhalb der Fabrik oder der gewerkschaftliche Anti-Kommunismus, wie auch die ambivalente Position der Gewerkschaften gegenüber dem kommunalen Wahlrecht für Ausländer_innen. Anhand der ethnografisch-historischen Beschreibung von Initiativen wie dem „Bündnis Türkischer Einwanderer“, das anlässlich des Mordes an Ramazan Avcı 1985 von unterschiedlichen türkischen und deutsch-türkischen Organisationen sowie dem DGB Hamburg gegründet wurde, wird in eindrucksvoller Weise deutlich gemacht, dass die Organisation von Migrant_innen als „Migrant_innen“ oder als „Türk_innen“ nicht im Sinne eines essentialistischen gruppenbezogenen Aktivismus verstanden werden sollte, sondern vielmehr eine spezifische Artikulation von Klassenbewusstsein anhand konkreter Erfahrungen von Diskriminierung und Rassismus bildete (S. 136, nach Bojadžijev 2008). Dieses Bündnis richtete die Perspektive von rassistisch diskriminierten Migrant_innen auf den Staat und konkrete Politiken, die Migration als Problem konstruierten. Dabei plädierte das Bündnis für eine Normalisierung der Migration sowie für soziale und politische Rechte. Zentral ist hier die Selbstbezeichnung „Einwanderer“, die einen wichtigen Wendepunkt im migrantischen Selbstverständnis darstellt. Die gemeinsame Herkunft war hier nicht mehr Ausgangspunkt migrantischer Selbstorganisation, sondern die geteilte Gewalt- und Rassismuserfahrung (S. 138, nach Kalpaka 2017). „Sich als Einwanderer zu bezeichnen, bedingte ein neues Selbstbewusstsein und eine Verschiebung in der Definition des politischen Subjektes“ (S. 139).

Eine frühere Kritik an positivistischen Integrations- und Multikulturalismus-Ansätzen arbeitete die selbstorganisierte Initiative „EinwanderInnen ins Rathaus“ im Jahr 1989 in Stuttgart aus. Die Initiative kritisierte, wie sehr Rassismus struktu-

rell in der Stadtverwaltungspraxis angesiedelt war, und positionierte sich deutlich im Kampf gegen rechtsextreme Parteien, die den Wahlkampf 1989 unter anderem gegen das Ausländerwahlrecht führten. Auch hier, wie beim „Bund türkischer Einwanderer“, ist das Reclaiming als „Einwander_innen“ in der Gesellschaft zentral, um das Bild der vorübergehenden Präsenz von Ausländer_innen in Deutschland infrage zu stellen. Besonders spannend ist auch, wie migrantische Kolleg_innen bei diversen Gewerkschaftstagen immer wieder in Redebeiträgen klarmachten, dass sie die Gewerkschaft auch als ihre Organisation betrachteten, in der sie gleiche Rechte beanspruchten (S. 254).

Aufgrund der Schwerpunktsetzung und Weite des Materials werden im Buch Geschlechterverhältnisse, interne Differenzen zwischen Herkunfts- und Klassenpositionierungen von Migrant_innen (Arbeiter_innen vs. Intellektuellenmilieu) sowie die Entwicklung migrantischer Forderungen im Vergleich von der ersten zur zweiten Generation weniger vertiefend beleuchtet. Insofern können diese Aspekte als Inspiration für weitere Forschungen gelten.

Konjunkturen des Rassismus (vgl. Bojadžijev 2008) und anti-rassistische Auseinandersetzungen nehmen eine zentrale Stellung im Buch ein. Die Autor_innen vermeiden es, Migrant_innen ausschließlich als Opfer rassistischer und paternalistischer Diskriminierungen seitens deutscher Gewerkschaftsmitglieder erscheinen zu lassen. Vielmehr unterstreichen sie die Stärke des migrantischen Protagonismus in Arbeitskämpfen. Die Forschung erinnert uns daran, dass Migration immer wieder als Kraft für gesellschaftspolitische Veränderung zu verstehen ist. So gewinnen zentrale Errungenschaften gewerkschaftlicher Mobilisierungen wie der Kampf für die 35-Stunden-Woche eine neue Bedeutung als Kampf der Gewerkschaften gegen Rassismus (S. 271).

Dabei zeigen die Autor_innen, dass „die Einheit der Belegschaft kein Selbstverständnis war, sondern immer wieder hergestellt werden musste“ (S. 116). Das Buch macht nachvollziehbar, wie die Unterschiede und Konflikte nicht nur aus pragmatischen Gründen, sondern auch aufgrund einer Delegitimierung und Unsichtbarmachung zugunsten einer dominanten arbeits- und gewerkschaftspolitischen Erzählung in den Hintergrund der Gewerkschaftsgeschichte traten. Die Frage, inwiefern das bewegungspolitische Gemeinsame schon immer in sich unterschiedliche Positionierungen enthielt und in sich konfliktuell war, weist meiner Einschätzung nach auch eine spannende Verbindungslinie zu einem Verständnis politischer Subjektivitäten auf, das diese als Teil einer heterogenen „Multitude“ betrachtet, die sich für ein „Common“ engagiert.

Mit diesem Buch wird ein äußerst wertvoller Beitrag im Bereich der kritischen Migrations- und Grenzregimeforschung geleistet. Darüber hinaus weist die zeithistorische Reflexion immer wieder relevante gegenwärtige Bezüge zur Anti-Rassismus- und kapitalismuskritischen Forschung auf. Das Buch kann eine wichtige Referenz für

Forschungen darstellen, die sich mit der Entwicklung und Differenzierung der Klassenzusammensetzung beschäftigen. Durch das Eintauchen in die Geschichte wird das Subjekt des Klassenkampfes deessentialisiert und seine unterschiedlichen Facetten werden in ihrer Heterogenität aufgezeigt. In diesem Sinne produzieren die Autor_innen eine gesellschaftspolitisch tragende Wissenschaft, die „von unten“ informiert ist und in der die Zeitzeug_innen sowie die Organisationen, die den Kampf für migrantische Rechte für Arbeiter_innen über lange Jahre vorangetragen haben, eine zentrale Rolle einnehmen. Die Bedeutung ihres gesellschaftspolitischen Engagements für die Geschichte der Arbeit in der BRD wird hiermit gewürdigt.

Marika Pierdicca, *Klagenfurt*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.19>

Anna Symanczyk

Der perfekte Klang der Dinge. Produkt-Sound-Design im emotionalen Kapitalismus. Berlin: Panama 2021, 271 S. (zgl. Hamburg, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-938714-67-6.

Seit Monaten dröhnt Lärm durch die Gemäuer unseres Instituts, da ein mehrstöckiges Gebäude in direkter Nachbarschaft Schritt für Schritt abgetragen wird. Zwar haben wir uns irgendwie an die Lärmkulisse gewöhnt, dennoch sorgt die Klangpalette der Betonfresser, Lastwägen und anderen Maschinen regelmäßig für akustisch-viszerale Überraschungen. Mit „Der perfekte Klang der Dinge“ von Anna Symanczyk in Händen komme ich nun nicht umhin, meine neuausgestaltete akustische Umwelt auch neu zu lesen. Welche Klänge sind unumgänglich (*consequential sounds*, Özcan et al. 2013), welche wurden von Sounddesigner:innen hinzugefügt, und warum?

Solchen und ähnlichen Fragen widmet sich Symanczyk im Buch, das aus ihrer an der HafenCity Universität eingereichten Dissertation hervorgeht und beim Panama Verlag (welcher mittlerweile den Betrieb eingestellt hat) in gewohnt haptisch wie visuell ansprechender Aufmachung publiziert wurde. Während Klangwahrnehmungen in ethnografischen Forschungen häufig aus der Perspektive der Wahrnehmenden beforscht werden – demnach als Rezeptionsforschungen angelegt sind –, legt die Autorin ihren Fokus auf diejenigen, die den Klang der Dinge gestalten und insofern die akustische Landschaft unserer Alltagswelt maßgeblich mitprägen. Ausgehend von der These, dass die sinnliche Gestaltung der Alltagsdinge einen integralen Bestandteil des „emotionalen Kapitalismus“ (Illouz) darstellt, möchte sie Klang zudem nicht nur als „Beiwerk der Dinge“ (S. 14) verstanden wissen, sondern Klänge auch als epistemologische Objekte in ihrer spezifischen Wirkung und Funktion ernst nehmen.

Produkt-Sound-Design setze da an, wo Geräusche (etwa durch Digitalisierung) verschwinden, und entwickle somit Klänge für ansonsten stumme Geräte wie etwa

Elektroautos, Backöfen etc. Dabei antizipieren Sounddesigner:innen Gefühle und Handlungen von Konsumierenden. „Theoretisch ist alles möglich, denn die Oberflächen sind – je nach Produkt – häufig glatt, digital und völlig uneingeschränkt bespielbar, wäre [sic] da nicht die Produktgeschichte, die Gewohnheit der Nutzer:innen und Nutzer, ebenso die Vorstellungen des richtigen und falschen Klages einer Sache“ (S. 153). In der Praxis bedeute dies für Sounddesigner:innen, sich in einer komplexen Gemengelage aus Auftraggebern, Normen, Richtwerten, Interessen seitens Blindenverbänden, Vorstellungen von gutem bzw. richtigem Klang seitens der Designer:innen, (milieu- und geschlechtsspezifischen) Geschmacksvorstellungen der antizipierten Konsument:innen zu bewegen und die unterschiedlichen Interessen beständig neu auszuhandeln.

Symanczyk widmet die Hälfte ihrer Monografie der Darstellung ihres theoretischen wie methodischen Zugangs sowie der detaillierten Beschreibung ihres Forschungsfelds. So wartet sie mit einem ausführlichen Forschungsstand auf, in welchem sie in Rückgriff auf die kulturanthropologische Klangforschung, historisch-konservatorische Ansätze sowie Perspektiven aus den interdisziplinären Sound Studies konzeptuelle Zuschnitte vornimmt. Im Kapitel „Methoden“ gibt die Autorin einen Einblick in den verfolgten multimethodisch-ethnografischen Ansatz, welcher 17 leitfadenorientierte Interviews mit Sounddesignern (ausschließlich männlich), teilnehmende Beobachtungen sowie eine Medienanalyse beinhaltet. Hier behandelt sie u. a. auch Herausforderungen des *research up* sowie von Gender in männlich dominierten Expertenräumen.

Die zweite Hälfte widmet die Autorin drei großen Analysekapiteln, in welchen sie im Rückgriff auf diverse Fallbeispiele drei Dimensionen eines *doing sound* im Produktdesignbereich – wie ich es zusammenfassen würde – behandelt: Akustifizieren, Habitualisieren und Emotionalisieren. In „Akustifizieren“ spürt sie Klang nach, wie er „als Material operationalisiert“ (S. 127) wird, und erläutert dies in Bezug auf *Foley Artists* (welche mit Klangentfremdung arbeiten), „funktionale Klänge“ (und deren semiotischem bzw. epistemologischem Potenzial) sowie „Materialitäten“, wobei das Akustifizieren des Unhörbaren (d. h. des fehlenden Verbrennermotors im Elektroauto) als unerwartetes Beispiel für Klangmaterialitäten angeführt wird. „Habitualisieren“ verspricht mit seinen einleitenden Verweisen auf Bourdieus Habituskonzept sowie Illouz ein Augenmerk auf sozialtheoretische Fragestellungen. Materialtechnisch liegt hier auch ein Fokus auf Werbung. Anhand des Staubsaugers oder der Harley Davidson zeigt sie, wie mithilfe von Sound und im Dialog mit der Historizität von Hörgewohnheiten Markengrammatiken materialisiert sowie weiterentwickelt werden. Die Frage, wie diese Klänge und Klangvorstellungen milieuspezifisch geprägt sind bzw. wie sie als „System distinktiver Zeichen“ (S. 171) fungieren, wird vorwiegend in Bezug auf Abgrenzungsstrategien zwischen Sounddesignern unterschiedlicher disziplinärer Herkunft (aus Ingenieurwissenschaften

vs. aus Gestaltung kommend) bearbeitet. In „Emotionalisieren“ wird der Sound-Emotion-Themenkomplex in seiner soziokulturellen Prägung (Illouz, Scheer u. a.) behandelt, wobei u. a. ein Fokus auf Sicherheit liegt. Ein sicheres Auto klinge „klapperfrei“ (S. 241), zitiert sie einen Interviewpartner, wobei die konkreten Emotionalisierungsmethoden via Sound von den interviewten Sounddesignern schwer beschreibbar waren.

Das vorliegende Buch ist erzählerisch geschrieben, reich an empirischem Material und insofern sehr nah am Feld und den Interviewpartnern. Der Fokus auf die Soundproduzierenden ist neuartig und in Tandem mit dem theoretischen Framework des emotionalen Kapitalismus und den einhergehenden sensorischen „Verfeinerungen“ nach Illouz (S. 11) sehr stimmig. Aus meiner Warte hätte die erwähnte ethno-psychoanalytische Deutungsgruppe in der textlichen Aufbereitung noch sichtbarer werden können bzw. fand ich auch schade, dass Zitate aus dem Forschungstagebuch lediglich in die Fußnoten verbannt wurden. Nichtsdestotrotz ist dieses Buch thematisch eine willkommene Ergänzung zu deutschsprachigen Studien im sinnlich-ethnografischen Themenkreis bzw., konkreter, der kulturanthropologischen Klangforschung und sicherlich eine Inspiration für weitere (Nachwuchs-)Forscher:innen.

Lydia Arantes, Graz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.20>

Johanna Montanari

Kuratierte Öffentlichkeit. Eine postkoloniale Ethnografie journalistischer Praxis in Jordanien. Bielefeld: Transcript 2023, 268 S. (zgl. Berlin, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-8376-6875-9.

Johanna Montanaris 2023 veröffentlichte Dissertationsschrift liefert einen ethnografisch dichten Beitrag zu der wichtigen und aktuellen Diskussion um die Herstellung von Öffentlichkeiten. Aufbauend auf einem historisch informierten vielschichtigen Wissen über die gesellschaftspolitischen Dynamiken in Jordanien analysiert Montanari die journalistische Praxis des (Un-)Verfügbarmachens von Informationen durch die einzige englischsprachige Zeitung Jordaniens in einem postkolonialen Kontext.

Im Zuge eines achtmonatigen Feldaufenthalts von 2019 bis 2020 war Montanari als Autorin und Redakteurin bei der „Jordan Times“ in Jordanien tätig. Ihr Material speist sich dabei aus Interviews mit den beiden Chefredakteuren und einem Senior Editor der „Jordan Times“ wie auch mit Journalist:innen anderer jordanischer Institutionen und Leser:innen der „Jordan Times“, was ihr unterschiedliche Perspektiven auf ihren Forschungsgegenstand ermöglicht. Zugleich bezieht sich Montanari in ihren Beispielen häufig auf detaillierte Beobachtungen und viele informelle Gespräche aus ihrem Arbeitsalltag. Darüber hinaus geht die Autorin auch medienanalytisch vor,

wenn sie den Aufbau der „Jordan Times“ erläutert und die Bedeutung, die eine bestimmte Platzierung von Nachrichten in der Zeitung hat.

Im dritten Kapitel ihrer Dissertation geht Montanari auf die historischen Bedingungen für die journalistische Praxis der „Jordan Times“ ein. Dabei skizziert sie unter anderem den Einfluss der britischen Mandatszeit, die Bedingungen für das Entstehen eines jordanischen Nationalverständnisses und die Veränderungen der Rolle von Presseerzeugnissen in Jordanien. Sie gibt wichtige Informationen zu unterschiedlichen Formen der politischen Entscheidungsfindung und der Rechtsprechung in Jordanien wie auch zur Rolle der „Jordan Times“ als einziger englischsprachiger Tageszeitung in Jordanien. Darüber hinaus geht sie auf die Abhängigkeit von Entwicklungshilfen ein, die Jordanien vor allem von den USA und Europa bekommt.

In drei Fallbeispielen, einer Berichterstattung der Zeitung zu einem Lehrer:innenstreik und zwei zum Nahostkonflikt, zeigt Montanari, wie die Journalist:innen mit dem „Balanceakt“ zwischen Berichterstattung über kritische Entwicklungen und einem Wahren der Glaubwürdigkeit umgehen und welche Vorstellungen von internationaler Öffentlichkeit den jeweiligen Umgangsformen der Journalist:innen zugrunde liegen.

Den Begriff des Kuratierens nutzt Montanari dabei nach eingehender Beschäftigung mit seinen Möglichkeiten und Grenzen als praxistheoretisches Konzept und als „Technik der Verfremdung“ (S. 54). Sie versteht das Kuratieren sowohl als Praxis des Verfügbarmachens von Informationen und Kontexten als auch als Praxis des Unverfügbarmachens, also des Auslassens (S. 55). Die ambivalente Bedeutung des Kuratierens arbeitet sie in ihren Fallbeispielen immer wieder unter verschiedenen Aspekten der journalistischen Praxis deutlich heraus, indem sie etwa auf den Schreibstil, die Themenwahl oder auch den Umgang mit Kritik eingeht. Montanari gelingt es dabei, sowohl die Praktiken in ihrem Forschungsfeld pointiert zu analysieren als auch sie immer wieder auf die Bedingungen, in denen sie stattfinden, zurückzubeziehen.

Montanaris Forschung ist von einer breiten Beschäftigung mit kulturanthropologischen, soziologischen und postkolonialen Theorien und Konzepten informiert. Die Autorin schafft es, zentrale Konzepte, die der Untersuchung ihrer Forschungsfragen dienen, in einem wissenschaftshistorischen Kontext zu situieren und in ihren Fallbeispielen zugleich immer wieder darauf zurückzugreifen. Dazu gehört der Begriff der Reibung (A. Tsing: *Friction*, 2004), den sie für sich produktiv macht, indem sie immer wieder darauf zurückkommt, dass die „Jordan Times“ Reibung möglichst vermeiden möchte, sich zugleich jedoch mit einer liberalen Ausrichtung und der Hinwendung zu einem bestimmten Publikum sowie durch die Nutzung internationaler Nachrichtenagenturen bereits positioniert.

Auch das Herstellen von Öffentlichkeit im Sinne des *doing public* (C. Schmitt / A. Vonderau: *Transnationalität und Öffentlichkeit*, 2014) ist konzeptionell von zentraler Bedeutung und Ausgangspunkt für die Arbeit. Darüber hinaus nutzt sie den

Ansatz des „globalen Imaginären“, um die Herstellung von Öffentlichkeit und die Formation des Politischen im Kontext der „Jordan Times“ zu greifen.

Die Einflussnahme internationaler Organisationen, NGOs und Geberländer in Jordanien bezeichnet die Autorin als „postkoloniales Mitregieren“ (S. 80). Die bereits erwähnte historische Einordnung ist umso wichtiger, als die „Jordan Times“ an diesem postkolonialen Mitregieren beteiligt ist und dabei komplexe Abhängigkeitsverhältnisse navigiert. Dies geschieht, indem der jordanische Staat in der Zeitung einerseits als souverän dargestellt und gleichzeitig durch die adressierte Öffentlichkeit ein größerer Entwicklungsdiskurs bestätigt wird. Die Zeitung vermittelt zwischen dem jordanischen Staat (dem Königshaus und der Regierung) und den Leser:innen (vom Chefredakteur der „Jordan Times“ als „die Welt“ bezeichnet). Zugleich wird in Montanaris Forschung die Rolle der „Jordan Times“ als Berichterstatteerin über lokales Politikgeschehen immer wieder deutlich, da dies von internationalen Nachrichteninstitutionen nur peripher bedient wird.

Ein Aspekt, den Montanari stärker hätte aufgreifen können, wäre im Sinne einer kollaborativen Ethnographie (F. Faust/J. Hauer: Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren, 2021) ihre eigene Involviertheit in die journalistische Praxis und damit die Herstellung und Kuration von Öffentlichkeiten gewesen. Wengleich sie immer wieder sehr selbstreflexiv mit ihrer eigenen Involviertheit als Forscherin und als Autorin umgeht, wäre ein dezidierter Verweis darauf, inwieweit sie selbst auch in die Herstellung und das Kuratieren von Öffentlichkeit involviert war, spannend gewesen. Dennoch gelingt es ihr, die herausfordernde Rolle als Mitarbeiterin der „Jordan Times“ mit ihrer Forschungsarbeit zu verbinden und dies auch in erkenntnistheoretischem Sinne produktiv zu machen.

Immer wieder situiert Montanari ihre Arbeit in einen postkolonialen Kontext. So weist sie etwa an einigen Stellen auf die westlich-dominante Konzeption von Öffentlichkeit hin, die Vorannahmen enthält, die nicht zum Kontext der „Jordan Times“ passen und ihm teilweise sogar entgegenstehen (S. 15).

Ein zentraler Aspekt, der fortlaufend in Montanaris Schrift auftaucht, ist eine Gleichzeitigkeit verschiedener Verhältnisse, was von ihr als ein „Sowohl-als-auch“ benannt wird. Dies gilt sowohl für ihre Position als Forschende als auch für ihr Forschungsthema selbst. Wie Montanari feststellt, ist die Arbeit der Journalist:innen der „Jordan Times“ ihrer Ansicht nach beispielsweise sowohl von Respekt (vor den Leser:innen, dem Staat, dem Königshaus und der lokalen Bevölkerung) als auch von Selbstzensur geprägt. Damit lassen die Journalist:innen Montanari zufolge sowohl dem kuratierenden Subjekt als auch dem Publikum Fürsorge zukommen (S. 167).

Mit ihrer Forschung möchte Montanari zeigen, dass eine tatsächlich unabhängige Öffentlichkeit veränderte Bedingungen bräuchte (S. 240). Es ist ihr ein Anliegen, zu weiterer empirischer Forschung über die Herstellung von Öffentlichkeiten anzuregen und einen stärkeren postkolonialen Fokus auf die Verflechtungen zwi-

schen dem sogenannten Globalen Norden und Globalen Süden zu legen. Es ist davon auszugehen, dass ihre Dissertationsschrift sowohl eine wichtige Inspiration und Referenz für Forschungen in diesem Themenfeld sein wird als auch mit den Erkenntnissen gesellschaftliche Debatten unterstützen kann.

Janette Helm, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.21>

Leah Zani

Strike Patterns. Notes from Postwar Laos. Stanford: Redwood Press 2022, 187 S. ISBN 978-1-5036-1173-3.

Leah Zani

Bomb Children. Life in the Former Battlefields of Laos. Durham: Duke University Press 2019, 171 S. ISBN 978-1-4780-0485-1.

Joshua Reno

Military Waste. The Unexpected Consequences of Permanent War Readiness. Oakland: University of California Press 2019, 269 S. ISBN 978-0-5203-1601-0.

Sammelbesprechung zu kulturanthropologischen Annäherungen an das Leben mit Kriegs(al)tlasten:

So attraktiv das biblische Wort „Schwerter zu Pflugscharen“ auch im 21. Jahrhundert klingt, es scheint für *homo sapiens* ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, bei der Pflugschar zu bleiben. Kriege werden schon lange nicht mehr quasi händisch mit Pfeilen, Schwertern und Hellebarden geführt; die Waffenproduktion wird industriell vorangetrieben, und Waffen enthalten Substanzen, die sich dezidiert nicht für Ackerbau eignen. Stattdessen hinterlassen Kriege heute das, was Leah Zani in einem ihrer Werke als „strike patterns“ beschreibt: Muster von Bombenabwürfen, die auch noch Jahrzehnte nach einem Krieg sichtbare Zeugnisse vergangener Kämpfe bleiben und die aus der Vogelperspektive eingeschätzt werden, von Kriegsmüll Aufräumen den ebenso wie Altmittel-Sammlern. Neben den gewichtigen jüngeren Beiträgen der Empirischen Kulturwissenschaft zu Kriegserfahrung, wie sie etwa im Rahmen des SFB 437 „Kriegserfahrung: Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ von 1999 bis 2008 in Tübingen geleistet wurden, sind Forschungen zu Nachkriegserfahrung mit Kriegs-altlasten und Arbeiten zu normalisiertem Militarismus und dem, was Joshua Reno „permanent war readiness“ nennt, bisher eher dünn gesät. Unter dem Stichwort *dark heritage* finden sich allenthalben Bemühungen, die materiellen Hinterlassenschaften von Krieg in die Gedenkkultur einzubringen. Mit der Besprechung von Zanis und Renos Arbeiten sollen die Herausforderungen und Potenziale, sich mit Kriegs- und Militärmüll auseinanderzusetzen, vermittelt und zu weiterer Forschung in diesem Feld animiert werden.

Leah Zanis Hauptforschungsfeld ist Laos. Um den Umgang mit Kriegsaltslasten und deren anhaltende Bedrohung im Alltag zu verstehen, begleitete sie Dorfbewohner*innen auf ihre Felder ebenso wie Minenentschärfungsteams; sie kombinierte die Feldforschung mit beratenden Rollen für Menschenrechts- und Landminengruppierungen. Zani promovierte in Kulturanthropologie und arbeitet heute als *public anthropologist*, Autorin und Dichterin sowie Menschenrechtsaktivistin.

Im deutschsprachigen Raum wird gern Ernst Blochs Konzept der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen benutzt und es passt auch vorzüglich zu der Präsenz von Blindgängern aus dem Zweiten Weltkrieg, die sich unversehens und geladen mit der ganzen Vernichtungskraft, für die sie vor acht Jahrzehnten gebaut wurden, auf einer gegenwärtigen Baustelle oder auch an einem Strand manifestieren. Leah Zani greift zu Jacques Derridas *haunting*, „the presence of frightening ghost, or an obsession or fixation on a troubling memory“ (2019, S. 67). Die Verwandtschaft zu Bloch mag da sein, aber der Spuk, die Spektren des Vergangenen und die Phantome der Verschwundenen, die sich in den gegenwärtigen Alltag mischen, sind bewegt und bewegen. Zani fasst darin zum einen die konkreten Kriegsüberreste wie Landminen, Granaten, Bombensplitter oder Munition, die in den von ihr untersuchten Dörfern, Feldern und Wäldern in Laos in unterschiedlichsten Stadien zu finden sind. Dazu gehören aber auch die verlorenen Menschen und die Körperteile, die noch lebenden und arbeitenden Menschen durch explodierenden Kriegsmüll abhandengekommen sind, ebenso wie die wiederverarbeiteten Waffenreste, die z. B. in Form der Glocken eines Tempels einen Auftritt haben. Zum anderen ist es das Atmosphärische, das sich nicht nur in den konkreten Überresten äußert – sie verwendet gerne das menschlich anmutende *remains* sowie *revivals* für deren Auferstehen in Form von Zäunen oder Geräten. Es findet sich auch in ihren Feldnotizen, wo die Erfahrungen dieser Spektren, der ausgegrabenen lebenden Bomben und einer schnell gewachsenen Wirtschaft in einer prekären, weil immer noch belasteten und bedrohlichen Umwelt gleichzeitig beobachtet und berichtet werden.

Laos war offiziell keine Kriegspartei im Vietnamkrieg, aber die kommunistische Gruppe Pathet Lao war mit Nordvietnam alliiert. So wurde Laos zu einem Schlachtfeld zwischen den USA und der damaligen UdSSR. Die USA bombardierten Laos in einem nicht deklarierten Krieg mit mehr als zwei Millionen Tonnen Streumunition (mehr als das Doppelte aller im Zweiten Weltkrieg genutzten Bomben). Der Umgang mit Kriegsmüll ist dementsprechend ein intrinsischer Teil des Alltags in vielen Teilen des Landes. Aus Zanis Feldforschungsaufenthalten in Laos zwischen 2012 und 2015 entstanden zwei Monographien. „Bomb Children“ ist ihre überarbeitete Dissertation. Hier entwickelt sie die genannten Begrifflichkeiten und zeigt, welche Sensibilitäten zu entfalten sich lohnt, um diesen Alltag zu erspüren zwischen vorsichtigen Pfaden in mit Minen durchsetztem Gehölz und Agrarland und gieriger Suche nach profitablen Rohstoffen im selben Terrain. Besonders deutlich wird dies im Kapitel „Blast

Radius“. Hier begleitet sie verschiedene Teams, die beauftragt sind, Bomben oder Minen zu entschärfen, und kartiert deren Fähigkeit, zwischen gewollten und ungewollten Klängen und Schockwellen von Explosionen zu unterscheiden. Gleichzeitig nimmt sie wahr, wie diese Expertisen der Wahrnehmung durch biographische Erfahrungen verbrämt sind. Ihre Feldpartner*innen müssen nach Explosionsgeräuschen horchen und fürchten sich gleichzeitig, sie und damit die Erinnerung des tatsächlichen Kriegs zu hören und so erneut quasi körperlich zu erfahren (S. 110 ff.). Anstatt Tonaufnahmen dieser *Soundscapes* zu privilegieren, konzentrierte Zani sich darauf, das Erleben und Reflektieren der Klänge differenziert zu erfragen und selbst zu üben und damit die emotionale bis spirituelle Prägung des Umgangs mit Kriegsaltslasten als Komponente der Alltagserfahrung von Entschärfungsexpert*innen ebenso wie Dorfbewohner*innen vermitteln zu können.

Bereits in „Bomb Children“ inkludiert Zani Gedichte, die sie während der Feldforschung schrieb. Stilistisch und in der Untertitelung ist die Monographie trotz aller akademisch-dichten Verweise evokativ. Durch die Wechsel im Register des Vermittelns von Ergebnissen und Erkenntnissen gelingt es ihr, auch bei der Leserin die Betroffenheit zu erzeugen, die langanhaltendes und fremdverschuldetes Leid in einem kleinen Land, das zwischen globale Fronten geriet, nachhaltig hinterlassen. Am Ende der Monographie zitiert sie eine der Entschärfungsexpertinnen, mit der sie gearbeitet hat: „There is a pause, then she says: ‚I sometimes think that this is World War III. And people decided to end the war in 1975, but it didn’t end.‘ She shakes her head a little: ‚People are still dying and the bombs are still here. The war is not over; only the paperwork is finished“ (2019, S. 148).

Ihr zweites, aus dieser Forschung entstandenes Buch „Strike Patterns. Notes from Postwar Laos“ verortet Leah Zani in der Gattung *memoir* und sieht sich im Feld der *ethnofiction*; man könnte es auch *literary anthropology* nennen, wie sie etwa auch Helena Wulff pflegt und in einer Buchreihe mitbetreut (vgl. Palgrave Studies in Literary Anthropology). Hier konzentriert sich die Autorin auf ihre Aufenthalte in einem Dorf in einem der Distrikte von Laos’ Hauptstadt, Vientiane. Der Dorftempel ist dem Thera-Buddhismus gewidmet und zieht viele Pilger*innen an. In der als Vorwort ebenso wie Deklaration konzipierten Eröffnung des Buches stellt Zani sich ihren Leser*innen vor: „I am a cultural anthropologist of war. Cultural anthropology is the study of human practices and the ways we give our lives meaning. Using qualitative and fieldbased methods, I investigate the social and cultural systems that produce violence and repair“ (2022, S. vii). Sie kam zum Schluss, schreibt sie, dass kreative und literarische Methoden essenziell seien, um in ganzheitlicher Weise die Komplexität ihres Forschungsfeldes zu vermitteln und gleichzeitig zu ethischem Handeln zu bewegen. Sie wählte den Ansatz nicht nur, um ihre Feldpartner*innen zu schützen. Das Fiktionalisieren öffnet aus Zanis Sicht auch eine Möglichkeit der respektvollen Repräsentation: „There is a huge difference between writing about war ghosts as real

and writing about war ghosts as local belief. At its worst, the latter is dismissive and infantilizing, reinforcing colonial hierarchies by provincializing local beliefs“ (S. xi).

In neun Kapiteln werden Begegnungen und Erfahrungen mit Individuen, deren Leben in unterschiedlicher Weise von Kriegsalllasten geprägt ist, vorgestellt. Wir treffen den ehemaligen Soldaten Channarong, der Bombenkrater und deren die Landschaft prägende Qualitäten zu unterscheiden vermag von ähnlichen Formationen, um sie dann den Entschärfungstechniker*innen im Agrarland zu vermelden (Kapitel 2). In Kapitel 8 ist es die südafrikanische Vermessungstechnikerin Emilia, die ihre vergessene Handtasche samt allem Inhalt nach drei Jahren an gänzlich anderem Ort zurückerhielt und damit illustriert, „how Laos works“ (S. 135 f.). Das Haus des Altmetallhändlers Bounmi steht auf Stelzen, die Teil einer Bombe waren. Er verwertet Bombenabfall für Kochtöpfe und baut Zäune aus dem Schrott von Gewalt (S. 149–151). Verwoben mit diesen Erzählungen sind Einblicke in Leah Zanis Familie, in welcher Piloten, Flugzeugwissen und Kriegsveteranenerfahrung durch Zanis laotische Erlebnisse Korrespondenzen oder Echos finden.

Als Kontrast zu dem von Gewalterinnerung und Kriegsmaterialität geprägten Alltag findet sich auf jeder ersten Kapitelseite eine Zeichnung; mal ist es eine Blume, mal ein Boot, mal eine Schale voll von gekochtem Reis. Die Ästhetik von Sprache und Bild dürfte in der Tat Leser*innen noch stärker in den Bann ziehen als dies „Bomb Children“ bereits tut. Vielleicht motiviert diese fikionalisierte Ethnographie, wie Zani dies hofft, Leser*innen auch tatsächlich dazu, sich für die Beseitigung von Kriegsalllasten einzusetzen.

Ebenfalls mit Kriegsgerät befasst, aber in ganz anderem Kontext und in durchgängig wissenschaftlichem Duktus, ist Joshua Reno in seinem Buch „Military Waste. The Unexpected Consequences of Permanent War Readiness“. Reno, Professor für Anthropology an der Binghamton University, hat sich thematisch breit mit Abfall und Abfallwirtschaft befasst. Aber in diesem Werk fokussiert er die Problematiken, die sich aus der Überproduktion und dem Veralten von Kriegsgerät ergeben in einem Land, den USA, das sich militär- und waffentechnisch immer auf neuestem Stand halten will, einer Rüstungsindustrie, die diesem Bedarf nachkommt, und mit Bürger*innen, die in unterschiedlichster Weise hiervon betroffen sind. Der Autor verfolgt zwei Argumente: 1. Nicht nur Krieg, sondern auch Kriegsbereitschaft kontaminieren Raum und Lebewesen. 2. Diese Auswirkungen sind selten geradlinig – sie manifestieren sich langsam in offener und unvorhersehbarer Weise. Die kultur-anthropologische Zugriffsweise zeigt sich in der Zuwendung zu Individuen und ihrer Art, sich mit dem, was gesellschaftskritisch mit dem militärisch-industriellen Komplex benannt wird, zu befassen oder befassen zu müssen. Für Reno ist dieser Begriff zu einfach und vernachlässigt die kulturellen Praktiken, die den Komplex offen und latent aufrechterhalten. Er möchte zeigen, wie der Überfluss an Kriegsgerät nicht einfach durch undurchschaubare Mächte gewachsen ist und finanziert

wird, sondern wie sich verschiedenste Akteur*innen damit in ihren Lebenswelten befassen wollen oder müssen. Die vorgestellten Beispiele verdeutlichen das Ineinandergreifen von militärischem Kriegsgerät und zivilen Lebenswelten mit dem Ziel, die schleichenden bis fließenden Übergänge zu betonen und die Vorstellung von Krieg bzw. Militär als in einer separaten Sphäre angesiedelt zu untergraben. Sowohl das eigentliche Kriegsgerät bzw. dessen Produktion, Testen, exzessive Anhäufung, wie auch der Kriegsgerätmüll und -überfluss beschäftigen Menschen in verschiedensten Orten und Territorien, Situationen und Berufen. Das Zuviel an Rüstung und die permanente Bereitschaft, in den Krieg zu ziehen, prägt in seiner Materialität die Mentalität mit. Dies zieht sich durch alle Kapitel, wird aber besonders deutlich im fünften Kapitel, das sich mit der *gun culture* der USA auseinandersetzt. Der Besitz von Handfeuerwaffen wird in den USA als ein konstitutionelles Recht betrachtet und nicht mit Militär in Verbindung gebracht. Reno zeichnet die historische Verankerung einer Feuerwaffenkultur nach, spricht über das Erben von historisch prägnanten Feuerwaffen in Familien, und nicht zuletzt auch über die Art, wie das Zuviel an militärischen Waffen in zivilgesellschaftliche Institutionen wie die Polizei oder das FBI fließt. Die Natürlichkeit des eigenen Waffenbesitzes und der Schock ob der vielen Anschläge in Schulen oder Supermärkten werden medial und im Alltag nicht mit der Mentalität einer militärisch völlig überbewaffneten Gesellschaft in Verbindung gebracht. In dieser Hinsicht ist Renos Studie ein Beitrag zur wachsenden kulturanthropologischen Erforschung von Militarismus, wie sie insbesondere Hugh Gusterson und Catherine Besteman vorangetrieben haben (*Cultures of Militarism*, 2019; vgl. auch R.J. Gonzáles/H. Gusterson/G. Houtman: *Militarization*, 2019). „Militarism“, so Reno, „informs storytelling about American violence, offering an underlying and unifying thematic that makes sense out of seemingly random events“ (S. 144).

Gleich Zani entwickelt Reno Begrifflichkeiten, um mit Kriegsgerät-Auswirkungen zu arbeiten. Er spricht von reflexiven Praktiken, Affordanzen, Umwertungen und *wastelanding* (S. 11). Reflexive Praktiken illustriert er mit Berufstätigen im Waffenbau (hier etwa Lockheed Martin), die sich selbst bemühen, sparsamer zu bauen und das Design so zu verbessern, damit weniger Ressourcen vergeudet werden und Waffen länger „halten“. Im zweiten und dritten Kapitel, beide zusammen mit Priscilla Bennett verfasst, werden die dem ausgedienten Kriegsgerät inhärenten Affordanzen betrachtet, die dieses zum Ausstellungsgegenstand machen und ihnen dadurch einen neuen Wert verleihen. Wiewohl sie im Kampf nicht mehr taugen, lässt sich mit ihnen die Kontinuität von Krieg und Bewaffnung vermitteln und dadurch, latent, die *permanent war readiness* mittels besserer Waffen legitimieren. Gleichwohl zeigt Reno hier auch Menschen wie Kuratoren und Künstler, die sich mühen, Kriegsgerät zu verfremden und dadurch auch zu problematisieren. Noch deutlicher wird eine distanziertere Haltung seitens Taucher*innen und Tauchunternehmen in Floridas Key West. Hier wird die Möglichkeit zentral, aus gesunkenen Kriegsschiffen Altmetall zu

gewinnen, aber es gibt auch Versuche, die Verwandlung von Kriegsmüll in Habitate für marine Flora und Fauna hervorzuheben.

Wie tief eine militaristische Weltsicht auch umweltfreundliches Gedankengut kapert, wird schließlich im sechsten Kapitel gezeigt: Reno weist hier nach, wie militärisch genutzte, weit entfernte Inseln in der Karibik und im Pazifik 2009 zu Meeresschutzgebieten deklariert wurden. Dahinter verbirgt sich die Tatsache, dass vor der Deklaration als Naturschutzgebiet eine Verödung stattfand, verbunden im Fall der Insel Diego Garcia mit der Exilierung der Bewohner*innen des gesamten umliegenden Chago Atolls (vertraglich zwischen USA und Großbritannien, den „Besitzern“ des Atolls, geregelt). Hierfür nutzt Reno den Begriff *wastelanding* und verbindet ihn mit dem imperialen Gestus und Habitus, der auch der Errichtung von US-Stützpunkten eigen ist. Die Ozeane sind ein Akteur in dieser sich noch entfaltenden Verhandlung von Besitzrechten und Vorgehensweisen zwischen kriegsorientierten Mächten, sich widersetzenden Insulaner*innen sowie globalen Aktivist*innen, die Reno nur anzudeuten vermag.

Höchst unterschiedlich in ihrem Arbeiten bieten Zanis und Renos Studien beispielhaften Anstoß zur kulturanthropologischen Auseinandersetzung mit Kriegsaltlasten in einer von laufenden Kriegen und assoziierten Aufrüstung gebeutelten Welt.

Regina F. Bendix, Göttingen

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.22>

Nikolaus Heinzer

Wolfsmanagement in der Schweiz. Eine Ethnografie bewegter Mensch-Umwelt-Relationen. Zürich: Cronos 2022, 423 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 28; zgl. Zürich, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-0340-1642-1.

Elisa Frank

Vom Umgang mit einem multiplen Tier. Eine Ethnografie wölfischer Präsenz in der Schweiz. Zürich: Cronos 2023, 462 S. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29; zgl. Zürich, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-0340-1669-8.

Wölfe unterwandern Grenzen. Sie überqueren problemlos administrativ-politische Grenzziehungen und fordern dadurch die Apparate des Wolfsmonitorings und -managements heraus, die sich gerade entlang dieser Grenzen organisieren; und sie halten sich nicht an gewohnte konzeptuelle, in der Alltagswelt verankerte Abgrenzungen von Natur und Kultur bzw. Kulturlandschaft und Wildnis. Kurzum: Wölfe stören (*disturb*, vgl. Buller 2008, zit. in Heinzer 2022, S. 38) – mit einer bemerkenswerten Wirkmacht lösen sie als tierliche Akteure gesellschaftliche Aushandlungsprozesse über Selbstidentifikationen, Zukunftsvorstellungen und Verantwortlichkeiten aus und legen die sozio-kulturelle Ko-Konstruktion vermeintlicher ontologischer Sicher-

heiten offen, die nun als diskutabile Elemente neu auf die Tagesordnung treten. Die Dissertationen von Elisa Frank und Nikolaus Heinzer sind im Zusammenhang des von Bernhard Tschöfen geleiteten und vom Schweizer Nationalfonds (SNF) geförderten Projektes „Wölfe: Wissen und Praxis. Ethnographien zur Wiederkehr der Wölfe in der Schweiz“ am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK), Abteilung Populäre Kulturen, an der Universität Zürich entstanden. Beide ethnografieren die Aushandlungsprozesse zu gesellschaftlichen Naturverhältnissen in der Schweiz – mal im engeren Sinne des Wolfsmanagements und mit Blick auf den Umgang mit physischer Wolfsnähe (Heinzer), mal im erweiterten Sinne mit stärkerem Fokus auf symbolisch-diskursive Umgangsweisen mit Wölfen (Frank). Aufgrund ihres gemeinsamen Themen- und Entstehungskontextes werden die beiden Bücher im Folgenden gemeinsam rezensiert – während zunächst intensiver auf Heinzers Arbeit und anschließend auf Franks Studie eingegangen wird, schließt die Besprechung mit einer kurzen Zusammenschau.

Heinzer 2022. Es ist denkbar schwierig, das Phantomartige zu regieren. Nicht nur sind Wölfe hochgradig flüchtige und mobile Tiere, die sich menschlichen Dokumentations- und Regierungsbemühungen immer wieder entziehen („Evasivität“, S. 23), sie stehen auch unmissverständlich für die Kontingenz „räumlicher und kognitiver Anordnungen“ (insb. S. 25, S. 134). Interessiert an Wölfen als „Auslöser[n] und Katalysatoren gesellschaftlicher Umbrüche, Debatten, Relationierungen und Aushandlungen“ (S. 44) folgt Heinzer in seiner Dissertation den Spuren physischer Wölfe zu verschiedenen *sites* des Wolfsmonitorings und -managements der Schweiz und nimmt dabei insbesondere die ontoepistemischen Effekte unterschiedlicher Formen von „Wolfswissen“ in den Blick, die den Aushandlungsprozessen zugrunde liegen („Wissen, Praktiken, Wirklichkeiten, Welten“, S. 61).

Der Symbolgehalt von Wölfen oszilliert zwischen menschlichen Ängsten und Sehnsüchten – eine Ambivalenz, die sich im gesellschaftlichen Umgang zwischen Verunsicherung und „politischer Bevormundung“ (Marvin 2010, zit. auf S. 36) spiegelt. Das systematische Sammeln und Auswerten von Daten im Rahmen von Wolfsmonitoring und -management betrachtet Heinzer als Versuch, das Flüchtige greif- und kontrollierbar zu machen: Anschaulich beschreibt er anhand von Fotofallen, „Wolfspapieren“ (S. 112) und Laborpraktiken die Generierung von Wolfswissen als „positive Machttechnologie“ (Foucault 2007, zit. auf S. 83) bzw. staatliche „Risiko-technologie“ (Samimian-Darash/Rabinow 2015, zit. auf S. 115), die im Angesicht der diffusen Bedrohlichkeit, die von den Tieren ausgeht, „preparedness“ (Collier/Lakkoff 2018, zit. auf S. 118) signalisieren und die eigene Autorität legitimieren soll. Besonders markant bildet sich dieser Versuch in Konzeptpapieren ab, in denen wölfisches Verhalten mittels der Essentialisierung räumlicher Grenzen in verschiedene, farblich markierte Problemzonen eingeteilt wird. Der diffusen Gefahrenquelle „Wolf“ wird also mit der Erzeugung vermeintlicher Eindeutigkeit begegnet – klaren, z. T.

metergenauen Grenzziehungen, die den Übergang zwischen Sicherheit und Bedrohlichkeit bei der Annäherung eines Wolfs an den Menschen markieren und Maßstäbe für „normale“ wölfische Identität setzen: Tiere, die „das durch die Menschen unilateral auferlegte Gebot der Unsichtbarkeit [...] missachten“ (S. 122), sind „anormal“ (ebd.), was im Zweifelsfall die „letale Entnahme“ legitimiert („grundsätzlich gibt es hier keinen Wolf; und wenn es ihn gibt, nimmt ihn der Kanton weg“, Interview mit Co-Präsidenten d. Vereins „Lebensraum Schweiz ohne Grossraubtiere“, S. 132).

Anhand derartiger Konzepte tritt die Paradoxie von Risikotechnologien deutlich in Erscheinung, stehen sie doch gerade dafür, dass „Wildnis“ sozial konstruiert ist und keine „a priori“-ontologische Entsprechung besitzt. Das „Regieren durch Wissen“ ist auf die möglichst akribische „Durchleuchtung von Wölfen“ (S. 143) angewiesen, die, so Heinzer, ihren Höhepunkt in den Laboren des FIWI (Fisch- und Wildtiermedizin am Pathologischen Institut der Univ. Bern) und des LBC (Laboratoire de Biologie de Conservation der Univ. de Lausanne) findet. Auf morphologischer (FIWI) und genetischer (LBC) Ebene wird Wolfsmaterie dort „in abstrakte und multiple Passwörter [...], Zahlenabfolgen und Codes“ (S. 157) transformiert – im FIWI durch die Sezierung tot aufgefundener Wolfskörper „in immer kleinere Teile und immer dünnere Schichten“ (S. 154), im LBC durch die DNA-Analyse nicht-invasiv gewonnener Wolfspuren (z. B. Kot, Speichel, Urin, Haare). Die Bedingungen dieser Wissensgenerierung sind allerdings durchaus kontingent – Kontaminationsgefahr, Abhängigkeit von menschlichen manuell-sensorischen Fähigkeiten, Interpretationsspielräume und dynamische Referenzrahmen für genanalytische Ergebnisse sowie uneinheitliche methodische Laborstandards stehen im Kontrast zu den Objektivitätsansprüchen, mit denen die Labore auf soziopolitischer Ebene konfrontiert sind („[u]nbestreitbare, eindeutige [...] Wölfe“, S. 190).

Diese Prekarität birgt politisches Potenzial: Da sogenannte Hybride – Tiere, die sowohl Wolfs- als auch Hunde-DNA aufweisen – rechtlich nicht geschützt sind und ihr Abschuss legal ist, stellen bestimmte landwirtschaftliche Akteursgruppen mit einem Interesse an höheren Abschussquoten das Wissensmonopol der Labore gezielt infrage. Der Konflikt zwischen Landwirtschaft und Naturschutz gilt als Kernkonflikt in der Aushandlung der Wolfrückkehr in der Schweiz, als Maßstab für „direkte Betroffenheit“ wird oftmals die alltägliche Nähe zu physischen Wölfen herangezogen. Ausgehend von dem empirischen Material, das Heinzer im Rahmen des Besuchs einer Schafsalpe (situative Erzeugung von *multispecies*-Wirklichkeiten, S. 205 f.), eines Widdermarktes (Stilisierung von Schwarznasenschafen als „typisch Wallis“, S. 224) und einer Nationalratsdebatte – der „(rhetorische[n]) Herstellung von Authentizität und Legitimität durch den Bezug auf Schafskörper“, S. 231 – gewinnt er verschiedene Dimensionen des von Wölfen ausgehenden Bedrohungsgefühls in der Zielgruppe, die sich als direkt betroffen versteht. Als physisch-organische Lebewesen wirken Schafe an einer multispezifischen kulturlandschaftlichen Ordnung mit,

die über ihre konkreten ökologischen und arbeitspraktischen Implikationen hinaus auch transzendent aufgeladen ist („Vorstellungen von Harmonie“, S. 213) und durch die erneute Wolfspräsenz irritiert wird. Gerade solche Idealisierungen manifestieren sich auch in der Schafzucht: Früher „am Ende der Nahrungskette“ (Interview mit ehem. Walliser Wildhüter und Schwarznasenzüchter, S. 225 f.) sind die traditionell gesömmerten Schwarznasenschafe heute zum „Schönheitsschaf“ avanciert; obwohl es durch die veränderten Zuchtstandards seine einstige Gebirgstauglichkeit verliert, wird das Fortsetzen ihrer Zucht mithin als Kontrapunkt zur Wolfsrückkehr gesetzt. Auch in politischen Debatten über die Wolfsrückkehr in der Schweiz wird insbesondere körperlich-erfahrungsbasiert argumentierenden Positionen ein hoher Wahrheitsgehalt zugeschrieben. Die Aushandlung der (In-)Kompatibilität wölfischer Präsenz und bekannter land(wirt)schaftlicher Ordnungen bewegt sich im Allgemeinen zwischen Vorstellungen multispezifischer Koexistenz und Verdrängung des Menschen durch den Wolf und wird häufig mit ontologischen Aussagen über Natur verargumentiert („unberührte Natur und Wildnis gibt es so in der Schweiz nicht“, Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete 2014b, zit. auf S. 274; „entweder wir haben Grossraubtiere oder wir haben Nutztiere“, Interview mit Schwarznasenzüchter, S. 274 f.; „gewisse Wildnis“, Interview mit Vertreterin von „ProNatura“, S. 276). Dabei bedeuten sowohl das Festhalten an eindeutigen Natur-Kultur-Abgrenzungen („Segregation von Wölfen“, S. 336) als auch die Anerkennung von Natur-Kultur-Permeabilitäten („Erziehung von Wölfen“, ebd.) Formen menschlicher Kontrolle.

Dennoch kommt Heinzer „zu dem Schluss, dass Konflikte rund um Wölfe in der Schweiz in einer neuen Dimension betrachtet werden müssen, in dem der Blick nicht (nur) auf konkurrierende Interessenlagen gerichtet wird, sondern auf die divergierenden ontoepistemologischen Grundannahmen und die daraus resultierenden Welten“ (S. 376). Zu diesem Zweck entwirft er am Ende seiner Arbeit ein überzeugendes analytisches Modell: Mithilfe eines körperlich-radialen und eines global-retakularen Relationierungsmodus skizziert er Idealtypen menschlicher „Welterschließung“ und „Realitätsbildung“ in Bezug auf Umwelt. Als zwei Pole eines Kontinuums zu verstehen, sind derlei Prozesse im ersten Modus körperlich und sensorisch vermittelt, im zweiten Modus stärker symbolisch und über vernetzte Wissensbestände. Die Aushandlung erneuter wölfischer Präsenz in der Schweiz ist an Formen des Wissens und der Welterfahrung gebunden, an Lebenswelten und Interessen. Womöglich lässt sie sich sogar als Medium „gesellschaftliche[r] Selbstverortungsprozesse“ (S. 384) plausibel machen – eine Perspektive für weitere Forschungen.

Frank 2023. Frank betrachtet die Aushandlungsprozesse wölfischer Präsenz in der Schweiz verstärkt anhand symbolisch-diskursiver Repräsentationen der Tiere. Auch dabei wird deutlich, dass hinter dem singular-pauschalisierten Wolf ein wölfisches Vielfach steckt – „Standardwerte“ kommen, sehr anschaulich im Prozess der

Wolfspräparation, bei dem das Fell eines toten Wolfes auf einen standardisierten Styroporkorpus aufgezogen werden muss, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne bald an ihre Grenze. Entsprechend „sucht und folgt“ (S. 36) Frank unter einem vielschichtigen methodischen Ansatz mehrere(n) „Leit-Wölfen“. Sie konstruieren und strukturieren das Forschungsfeld im Sinne einer *multi-sited ethnography* und erlauben der Autorin, auch ihre Wechselwirkungen gezielt in den Blick zu nehmen. Die Identifikation und Analyse kultureller Logiken – organisiert in Kategorienpaaren –, denen die gesellschaftliche Aushandlung der Wolfrückkehr in der Schweiz folgt, stellt denn auch das zentrale Ergebnis von Franks Forschung dar und wird von ihr fortlaufend in die Arbeit eingewoben. „Familiarisieren und Verändern“ (angelehnt an Reuter 2002, zit. auf S. 64), „Dokumentieren und Positionieren“, „Rationalisieren und Emotionalisieren“, „Lokalisieren und Generalisieren“: Jedes Duo eröffnet ein analytisches Kontinuum, das sich in der Praxis zum Teil als konfliktives Spannungsfeld darstellt. Die kulturellen Logiken sind als komplementär und gleichzeitig zu verstehen – Frank hält die Ambivalenzen („und“) anstatt sie aufzulösen oder einander gegenüberzustellen.

Die erste empirisch erfasste Logik des „Familiarisierens und Veränderns“ übersetzt Frank als Latour'sche „Reinigungs- und Übersetzungspraktiken“ (S. 83f.) in den analytischen Kontext: Anhand der „Kippfigur Wolf-Hund“ (S. 82–134) thematisiert sie zentrale Konstrukte wie „Wildnis“ („owning a part of the wild“, Marris 2017, zit. auf S. 92; „den Wolf wild [zu] halten“, Ruchti 2014, zit. auf S. 103) und „Hybridisierung“ („Was ist eine Spezies?“, S. 128 ff.; „where the wolf ends and the dog begins is unclear“, Stokland 2013, zit. auf S. 129), über die sich die Bedeutung eindeutiger, dichotomischer Grenzziehungen zwischen Natur und Kultur zum Zwecke politischer Handlungsfähigkeit wie auch für ein „modernes“ gesellschaftliches Selbstverständnis paradigmatisch erklären lässt.

Die zweite kulturelle Logik lässt sich mit der Erkenntnis zusammenfassen, dass auch dokumentarische Praktiken niemals gänzlich neutral sein können, sondern stets selektiv, an epistemologische Autoritäten gebunden und in ihrer Vermittlung an spezifische Zielgruppen gerichtet sind – im Versuch, eine Wirklichkeit abzubilden, erzeugen sie dadurch ein positioniertes Wissen und wirken an ihrem „So-Sein“ entscheidend mit („das Politische im vermeintlich Unpolitischen“, vgl. MacDonald 2006, zit. auf S. 137; „That's how it is!“, Bal 1996, zit. auf S. 145). Ein Schlüsselkonzept macht Frank mit Materialität aus. Das lässt sich neben musealen natur- und umwelt-pädagogischen Angeboten auch auf Outdoor-Angebote wie etwa Wolfswanderungen beziehen, bei denen bestimmte landschaftliche Elemente durch entsprechend authentisierende und plausibilisierende Praktiken („Syntheseleistung“, Löw 2008 bzw. 2017, zit. auf S. 203f.) als „Wolfsraum“ konstruiert und selbst in Abwesenheit der Namensgebenden als solcher erfahrbar werden („Kot, Haare oder Überreste von gerissenen Tieren“ als „soziale Güter“, S. 208).

Besonders interessant lesen sich die Prozesse, die Frank unter dem Kategorienpaar „Rationalisieren und Emotionalisieren“ beschreibt: Antagonismen übergreifend werden Wölfe vor allen Dingen funktionalisiert – sowohl in ökosystematischen Argumentationen, die den Wolf als „fehlendes Puzzlestück“ für einen durch intakte Verjüngungsprozesse „sicheren Schutzwald“ in Anschlag bringen („ecological engineers“, Lorimer/Driessen 2016, zit. auf S. 244), als auch dort, wo er hauptsächlich als Störfaktor für Kulturland(wirt)schaften benannt wird. Rationalisierende und emotionalisierende Strategien greifen bei der Aushandlung der erneuten wölfischen Präsenz in der Schweiz ineinander; bestimmte Akteursgruppen nutzen den „Schweinwerfer Wolf“ (S. 246 ff.), um ihren Interessen mehr Sichtbarkeit zu verleihen. Interessanterweise entstehen in diesem Zuge auch neuartige Allianzen unter menschlichen Akteursgruppen, etwa zwischen Forstwirtschaft und Naturschutzverbänden (S. 251 ff.), sodass Wölfe als thematisch verbindende Grenzphänomene – „boundary objects“ (Star/Griesemer 1998 bzw. 2017, zit. auf S. 251) – offenbar eine mithin mobilisierende Wirkung entfalten.

Hinter dem Kategorienpaar „Lokalisieren und Generalisieren“ steht eine raumpolitische Perspektive: „Wölfe aushandeln“ bedeutet „Räume aushandeln“. Die Verhandlung der Schweiz als „Raum“ ist, wie Frank anhand verschiedener Ereignisse beleuchtet, von politischen Vertragswerken (Berner Konvention 1972) ebenso wie von staatlichen und kantonalen Handlungsbefugnissen gerahmt, aber sie wird auch von eingespielten dichotomischen Narrativen begleitet. Mit „verortete[n] Gebilde[n] und Kollektive[n]“ (S. 354 ff.) wie Stadt und Land, Bergland und Flachland, werden finanzielle und diskursive Abhängigkeiten verbunden, die einer kantonalen Autonomie entgegenzustehen scheinen, aber, komprimiert in der bekannten Gegenüberstellung von „Kulturlandschaft“ und „Wildnis“, auch gegenläufige Konzeptualisierungen eines Alpenraums der Zukunft. Frank beschließt ihre Forschungsarbeit, indem sie den vier identifizierten kulturellen Logiken (sie fasst das zugrunde liegende empirische Material an anderer Stelle als Dokumentation von „Naturpraktiken“, S. 415) eine weitere Analyse-Ebene zur Seite stellt. In Anlehnung an Mol (2002, „The Body Multiple“) gelingt es ihr, das kooperative Moment „in der Differenz“ (S. 389) noch einmal in den Mittelpunkt zu rücken: „Gesellschaftliche Aushandlung der erneuten Präsenz von Wölfen in der Schweiz vollzieht sich auch als Umgang mit Vielfalt und Heterogenität im Sinne einer – immer als temporär und fragil zu verstehenden – Kooperation in der Differenz, bei der eine Vielzahl von enacteten Wölfen immer wieder, aber immer nur vorübergehend zu einer Einzigkeit zusammengebracht wird, die ich in Anlehnung an Mol als multiplen Wolf bezeichne“ (S. 417 f.).

Die Arbeiten von Frank und Heinzer überzeugen sowohl im Einzelnen als auch in Kombination, immer wieder finden sich wechselseitige Referenzen. Sie sind jeweils durchweg schlüssig und umfangreich durch den aktuellen (internationalen) Forschungsstand zum Thema fundiert und methodisch ausgesprochen sauber aufbe-

reitet. Die Strukturierung der Arbeiten ist sehr unterschiedlich – womöglich auch ein Spiegel der jeweiligen Feldzuschnitte. Sie bilden eine ergiebige und sicherlich über die Schweiz hinaus anschlussfähige Grundlage für ein differenziertes Verständnis der sozio-kulturellen Dimension der Wolfsrückkehr.

Alena Mathis, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.23>

Marketa Spiritova/Manuel Trummer (Hrsg.)

Pop the Nation. Die Nation als Ressource und Argument in Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung. Münster, New York: Waxmann 2023, 325 S., Abb. (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 6). ISBN 978-3-8309-4614-4.

Nationale Identitäten sind mit dem Erstarken populistischer Strömungen in Europa, aber auch weltweit, ein brennendes Thema. Dieses Gedankengut vermittelt sich in einer mediatisierten Moderne über Bilder und Töne, die oft auch Teil der Populärkultur sind. Diesem Thema widmet sich der hier zu besprechende Band „Pop the Nation“. Grün, mit einem Einschlag ins Minzfarbene, blickt er einem entgegen, der vorzüglich zusammengestellte Münchner Sammelband, herausgegeben von Marketa Spiritova (München) und Manuel Trummer (Regensburg), und vielleicht soll dies der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass es doch alles nicht so schlimm wird mit dem Nationalismus? Doch die Beiträge, die von der vergemeinschaftenden Macht von (rechter) Musik, von nationalistischen Meme-Kulturen oder Mode und Living-History-Gruppen handeln, bieten teils erschütternde Einblicke in ganz unterschiedliche Alltags- und nationalstaatliche Kontexte, in denen das Nationale populärkulturelle ‚fröhliche Urstände‘ feiert. Das Buch geht auf eine Arbeitstagung der DGEKW-Kommission „Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung“ (2020) zurück, und entsprechend breit gefächert sind die behandelten Themen. Der Band wählt neben der Theorie drei analytische Kategorien – Performanz, Narration und das Nationale als Marke –, um die Beiträge zu gliedern.

Thematisch liegt ein Schwerpunkt des Bandes auf der musikalischen Populärkultur, und geografisch sind die Beiträge meist im deutschsprachigen Raum verortet, doch finden sich auch Nord- und Osteuropa (Polen, Schweden) sowie globale Mächte (USA, China) in den Fallstudien wieder, sodass ein breiter Einblick in die paradoxerweise international verbundenen Entwicklungen nationalistischer Populärkulturen gewonnen werden kann. Dass es sich um ein wichtiges Arbeitsgebiet in einem dynamischen Feld handelt, zeigen die jüngsten Vorfälle, bei denen der Elektrohit *L'Amour Toujours* (1999) im Jahr 2024 als Nazilied ‚viral ging‘ – kulturwissenschaftliche Expertise kann hier dazu beitragen, solche Entwicklungen zu verstehen.

Die Einleitung (Spiritova und Trummer) und die beiden Theorieartikel von Irene Götz (München) und Moritz Ege (Zürich) legen den Rahmen des Bandes aus – Ziel ist, die gegenwärtigen Konjunkturen des Nationalen näher zu beleuchten und insbesondere zu fragen, welche Rolle in einer globalen medialisierten Gegenwart die Popkultur für die Nationalismen der Gegenwart hat und wie dies mit kulturanthropologischen Konzepten (*mediascape, flows, Appadurai*) gefasst werden kann. Denn: „Die ansonsten im Alltag weitgehend abstrakten Beziehungen und Bindungen, die Mitglieder einer nationalen Gemeinschaft teilen, werden so über Medien und Artefakte der populären Unterhaltungskulturen ästhetisch erlebbar, emotionalisierbar und warenmäßig kommodifizierbar“, wie die Herausgeber:innen in der Einleitung (S. 16) schreiben. Irene Götz fragt anschließend nach der Wiederkehr der „nationalen Identität“ seit den 1990er-Jahren und den Auswirkungen auf die Verhandlungen von Zugehörigkeit, i. e., von Deutschsein. Ihr Beitrag legt einen Schwerpunkt auf die implizit in der öffentlichen Rede verhandelten Konzepte *ethnos* und *demos*, die vielen populärkulturellen Äußerungen zugrunde liegen – vereinfacht gesagt bedeutet es für viele Bürger:innen hierzulande längst nicht, dass jemand ‚echt‘ deutsch ist, nur weil die Person einen deutschen EU-Pass hat; auch die familiäre Herkunft sollte ‚deutsch‘ sein. Aktuell verstärkt könnte diese Entwicklung durch globale Trends werden, etwa durch die Wertvorstellungen von „Anywheres“, einer global agierenden hippen Mittelschichtselite vs. den „Somewheres“, einer eher in ländlichen Räumen und Kleinstädten verorteten, ressentimentgeladenen *value group*, so das Konzept des britischen Journalisten David Goodhart, auf das im Band in verschiedenen Artikeln immer wieder Bezug genommen wurde. So auch im Beitrag von Moritz Ege, der insbesondere auf die binär geordneten „quasi-strukturalistischen Spaltungsdiagnosen“ (S. 45 ff.) eingeht und diese auch im Hintergrund nationalistischer und anti-nationalistischer Pophänomene wirken sieht.

Mehrere Beiträge nehmen die aktuelle Popmusik und Nationalismusbezüge in den Blick. *Agnieszka Balcerzak* (München) untersucht die Rechtsrockszene in Polen und legt mit anschaulichen Beispielen dar, wie sich die hart rechtsextreme Szene seit den 1990er-Jahren weiterentwickelt hat und mit neuen Bands und Ästhetiken immer anschlussfähiger an bürgerliche Milieus geworden ist; die heroische Bildsprache changiert zwischen zur Schau gestellter Harmlosigkeit, die jedoch auch für die neofaschistische Szene klar dekodierbar ist. Genau diese zweifache Deutungsmöglichkeit der Zeichen stellt auch der Beitrag von *Jens Wietschorke* (München/Wien) heraus, der den selbsternannten „VolksRock’n’Roller“ Andreas Gabalier untersucht. Gabalier füllt Stadien und inszeniert sich in einer „Wir-gegen-die“-Pose, die das Bodenständige feiert, er provoziert, indem er die Nationalhymne Österreichs falsch singt (und nicht die neuerdings im Text vorkommenden großen Töchter erwähnt, sondern nur die großen Söhne, denen das Land eine Heimat ist) und in seinen Konzerten raunt, dass man Vieles nicht sagen dürfe, was das Narrativ einer gespal-

tenen Gesellschaft nährt. Ein Interview des Autors, in dem er diese strategische Kommunikation analysierte, fand reichlich Widerspruch von Fans (in Form von Leserbriefen). Gänzlich parteipolitisch wird es beim Artikel von *Kai Ginkel* (Graz), *Anna Schwenck* (Siegen), *Melanie Schiller* (Groningen, NL), *André Doehring* (Graz) und *Mario Dunkel* (Oldenburg), der die Musikprogramme verschiedener rechtspopulistischer bis -extremer Parteien (und daher teils vom Verfassungsschutz beobachtet) – AfD, FPÖ und Schwedendemokraten – untersucht. Text und Musik, letzteres ein besonders interessanter Aspekt, senden subkutan Botschaften der Vergemeinschaftung, was bis ins Körperliche geht. Besonders die FPÖ ist hier weit fortgeschritten, hier werden über das musikalische Rahmenprogramm inklusive Angebote wie das Mitklatschen gemacht; diese partizipatorischen Praktiken etablieren, zusammen mit Band und Parteilogans, ein „Wir“, das einem angeblichen „Ihr“ (einer korrupten Elite) entgegensteht. Im Europawahljahr 2024 ist es geradezu deprimierend zu erfahren, dass die Korruption der rechten Eliten offenbar ihrer Wahl nicht im Wege steht. Ein weiterer musikalischer Beitrag, von *Laura Niebling* (Regensburg), behandelt eine positive ideologische Seite von Musik, die Vermittlung von Ideen wie Freiheit und Gleichheit, die von den USA im Zweiten Weltkrieg auch via Schallplatten transportiert wurden.

Weitere Beiträge behandeln Living-History-Gruppen (*Stefanie Samida*, Heidelberg / Zürich, und *Miriam Sénécheau*, Freiburg), nationales Mode-Branding (*Jos Stübner*, Warschau), bildliche Konstruktionen des Nationalen in Filmen (*Timo Saalman*, Flossenbürg; *Monika Lehner*, Wien), in Comics (*Matthias Harbeck*, Berlin) oder in den Nachrichten (*Lisa Kienzl*, Bremen). Zwei Beiträge fokussieren das sehr aktuelle popkulturelle Phänomen der im Internet zirkulierenden Memes. Was im westlichen Alltag vielleicht eher als lustiger Zeitvertreib wahrgenommen wird, wenn sich mal wieder eine Person in der Öffentlichkeit einen Fauxpas geleistet hat, ist anderen Orts staatlich gesteuertes Propagandamittel, wie das Beispiel China zeigt, wo die Memekultur von der Kommunistischen Partei gesteuert wird, wie *Chenyang Song* (Berlin) ausführt – der Beitrag vermittelt en passant eine Menge kulturelles Wissen über China, welches kulturwissenschaftlich übersetzt wird. Weniger fremd, nichtsdestotrotz nicht weniger befremdend ist die „Alman“-Memekultur, die das Deutschsein affirmativ „feiert“ und dabei die ironische Bild- und Textsprache der Memekultur nutzt (*Jelena Jazo* und *Niklas von Reischach*, Frankfurt). An diesen Beispielen wird die strategische Verharmlosung nationalistischen oder rechten Gedankenguts und sein Einfließen in den öffentlichen Diskurs besonders deutlich, wie auch nochmal der Beitrag von *Felix Schilk* (Dresden) zeigt.

Der Band ist sehr gut lektoriert und enthält spannende Fallstudien, vor allem zu aktuellen Phänomenen. Die Beiträge zeigen deutlich, wie das Nationale nicht nur Argument und Ressource, sondern auch Ziel nationaler Identitätspolitik wird, wobei populäre Kultur einen durchaus manipulativen Charakter annehmen kann. Es ist den

scharf- und tiefsinnigen Analysen zu wünschen, die ja auch implizit Warnungen vor den durchaus dummen Seiten des Nationalismus enthalten – gerade die nationalverherrlichende Meme-Kultur oder Nazimuskik in ihrer kitschigen Ästhetik erscheinen zwar oft lächerlich, sind jedoch von Gewalt (in Europa) und staatlicher Repression (z. B. in China) begleitet und eben durchaus nicht ‚harmlos‘ (und für viele eben auch kein Kitsch) –, dass sie über das Fach hinaus in gesellschaftlich breiteren Kanälen widerhallen. Zum Teil geschieht das bereits (vgl. z. B. den Beitrag von Jens Wiet-schorke), was für Forscher:innen nicht immer einfach ist. Wer die populärkulturellen Musiken oder Medien der Vielen kritisch erforscht, beteiligt sich aktiv an diesen Verhandlungen und mag Widerspruch ernten. Es ist unserer Gesellschaft zu wünschen, dass dieser so ausgewogen und friedlich bleibt, wie in diesem lesenswerten Band.

Johannes Müske, Freiburg im Breisgau

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.24>

Ralf von Appen/Peter Klose (Hrsg.)

„**All the Things You Are**“. Die materielle Kultur populärer Musik. Bielefeld: Transcript 2023, 255 S. (Beiträge zur Populärmusikforschung, 47). ISBN 978-3-8376-7010-3.

Welche Bedeutung haben die „Dinge“, Artefakte, Objekte und ihre Materialitäten für populäre Musikkulturen – und welche Forschungszugriffe existieren aktuell, um jenen „Dingen“ auf den Grund zu gehen? Diese Fragen beleuchtet der von Ralf von Appen und Peter Klose herausgegebene Sammelband und bietet hierfür ein breites Antwortportfolio hinsichtlich der sinngebenden Bedeutungsaufladung materieller Güter und Orte. Die Veröffentlichung vereint die Beiträge der Jahrestagung der Gesellschaft für Populärmusikforschung 2021, die an der TU Dortmund, veranstaltet vom Seminar für Kulturanthropologie des Textilen, stattfand.

Nach dem Editorial wird das interperspektivische Profil sofort anhand eines „Forums“ sichtbar, zu dem *Anne Delle*, *Alan Fabian*, *José Gálvez*, *Lorenz Gilli*, *Steffen Just*, *Christopher Klauke* und *Veronika Muchitsch* beitragen. Diesem innovativen Format als große Stärke des Bandes gelingt es, ein gleichermaßen breites wie fundiertes Wissensspektrum und eine übersichtliche Darstellung der aktuellen Diskurse um „Musik-Materialitäten“ der *Popular Music Studies* vor dem Hintergrund des *material turn* zu öffnen.

Die ersten beiden Einzelbeiträge fokussieren die physisch-materielle Dimension populärmusikalischer Orte: *Merle Greiser* beleuchtet das „Phänomen Oberlandlerkapelle“ und beschreibt die Entstehung von reisenden Bierzeltkapellen ab 1900 und ihrer (Bühnen-) Inszenierung sowie die aufkommende multimediale Distribution der Musikinhalte. Die zeitgenössische Perspektive hierzu ergänzen *André Doehring* und

Kai Ginkel mit dem Blick auf den „Modus des Bierzelts“, „der materiell und musikalisch eine spezifische Gemeinschaft der Anwesenden als Möglichkeitsraum stiftet“ (S. 75) und sich zwischen Vergnügen und Vereinnahmung durch politisch-populistische Akteure bewegt.

Während Doehring und Ginkel abschließend „mit Nachdruck dafür [plädieren], populäre Musik und, mit ihr, populäre Orte und deren Materialitäten in der Populärmusikforschung zu verankern“ (S. 76), lässt sich in der folgenden Versammlung ein vereinendes Plädoyer herauslesen: Das unbedingte In-Beziehung-Setzen von Menschen, Dingen und Musiken im Hinblick auf die *agency* der Dinge. Dazu wirft das Forum einleitend drei zentrale Fragen auf, denen im Folgenden exemplarisch je ein Beitrag als Antwortoption zugeordnet wird.

Die erste Frage lautet, „[i]nwiefern [...] eine klangliche Materialität von Musik in konkreten lokalspezifischen Formationen kulturelle und historische *agency* [erlangt]“ (S. 27 f.). Eine Antwort gibt *Katherine Griffiths* mit ihren Ausführungen zu Londons lesbischer Club-Szene der 1980er- und 1990er-Jahre: Anhand ihres persönlichen Archivs von Veranstaltungsflyern für das weibliche Publikum verdeutlicht sie, wie sich in Gestaltung und Distribution der grafischen Informationsmaterialien Charakteristika einer feiernden Subkultur materialisieren und sich durch diese Veranstaltungen „autonomous sites of pleasure“ (S. 156) für die Akteurinnen eröffneten.

Der Beitrag von *Alan van Keeken* zu Effektpedalen bei E-Gitarren beantwortet die zweite Frage, „welche Technologien [...] dieser materiellen Produktion und Formung von Klang zugrunde [liegen]“ (S. 28). Er zeigt die relationale Verwobenheit von Klangpraxis und Technologie hinsichtlich der „effectscape“ (S. 205) auf und hebt die bedeutsame Rolle von „[t]echnical artifacts“ (S. 220) für die materielle Musikkultur hervor.

Drittens: „Wie lassen sich materielle Eigenschaften von Klang musikanalytisch erfassen und welche Aussagen lassen sich auf diesem Wege generieren?“ (S. 28). *Thomas Sebastian Köhn* zeigt durch die Kombination aus Ansätzen der „Musikwissenschaft, Cultural Memory Studies und materielle[r] Kultur“ (S. 226), angewandt auf die Analyse des Hip-Hop-Stückes „Stolpersteine“ auf, wie körperlich-materielle Gegebenheiten klanglich umgesetzt, verarbeitet und wiederum sowohl musikästhetisch als auch sensorisch spürbar gemacht werden können.

Analysen des Materiellen aus Sicht der „klassischen“ Sachkulturforschung bleiben leider leicht zurück, sodass beispielsweise eine Stimme aus dem professionell-musealen Bereich zu vermissen ist. Aufgefangen wird dies durch den Beitrag von *Laura Marie Steinhaus* und *Christofer Jost*, der das (Online)-Kuratieren von Musikwiedergabegeräten durch Sammler, Hersteller und Händler behandelt und bilanziert, vor allem durch die zentrale Aussage, „dass die Mensch-Ding-Beziehungen sowohl durch die Musikbezogenheit der Dinge als auch durch ihre Materialität respektive Technizität [...] bestimmt werden“ (S. 177).

Während sich dieser Beitrag auf narrative Interviews stützt, versammelt der Band eine große methodische Varianz, um der „Heterogenität der diversen Materialitätsbegriffe“ (S. 15) nachzukommen. So finden sich aktivierte Spezialwissens-Bestände als Expert*inneninterviews (*Benjamin Burkhardt*), „[e]thnografische Feldforschung im Sinn der teilnehmenden Beobachtung“ (André Doehring/Kai Ginkel, S. 62), „explorative netography“ (S. 208) verschiedener Online-Plattformen (Alan van Keeken), ebenso der Einbezug historischer Dokumente wie Liedtexthefte oder Postkarten (Merle Greiser) oder anderer „pictoral documents“ (*Cornelia Lund et al.*, S. 111), ergänzt durch Dinganalysen am Beispiel von Kleidung (*Adrian Ruda*). Schnelle inhaltliche Übersichten ermöglichen die Abstracts in englischer Sprache. Ebenso sind für einige Beiträge neben den üblichen Literaturnachweisen auch die besprochenen audio-visuellen Inhalte als Diskografie oder Filmografie angegeben, was glaubhaft das Auditive in die wissenschaftliche Betrachtung einbezieht.

Insgesamt bietet der Sammelband eine inspirierende Lektüre, versammelt den aktuellen Stand in der Populärmusikforschung und spricht sich im Spannungsfeld zwischen immateriellen Klangphänomenen und materiellen Klangdingen deutlich für den Einbezug der materiellen Dimension bei der Erforschung des Auditiven aus, weil gerade diese Kontextualisierungsebene wichtige Verbindungen zu Tage bringt und interdisziplinäre Perspektiven eröffnet.

Jana Stadlbauer, Fürth/Eichstätt

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.25>

Katrin Antweiler

Memorialising the Holocaust in Human Rights Museums. Berlin, Boston: De Gruyter 2023, 242 S. (Media and Cultural Memory/Medien und kulturelle Erinnerung, 37; zgl. Gießen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-11-078797-9.

In „Memorialising the Holocaust in Human Rights Museums“ entwickelt Katrin Antweiler eine gouvernementalitätstheoretische Perspektive auf ein erinnerungskulturelles Phänomen: die global zu beobachtende Verknüpfung von Human Rights Education und einem spezifischen Erinnern an und Lernen über den Holocaust. Im Detail betrachtet Antweiler das „Memorium Nürnberger Prozesse“ in Nürnberg/Deutschland, das „Canadian Museum for Human Rights“ in Winnipeg/Kanada und das „South African Holocaust and Genocide Center“ in Johannesburg/Südafrika. Insbesondere in Winnipeg hinterfragt Antweiler die Zentralität des Erinnerns an und Lernens über den Holocaust, wenn zugleich das seit 2022 von der kanadischen Regierung als Genozid anerkannte koloniale Internatssystem Kanadas nicht thematisiert werde (S. 124).

Empirisch beruht die vorliegende Arbeit auf Feldforschungsaufenthalten in den drei besprochenen Museen, Interviews mit einigen der Kurator:innen sowie in einem

Fall auf der Mitarbeit in der musealen Vermittlungsarbeit (S. 124, 152). Den zentralen Gegenstand der Analyse bilden die Narrative der Ausstellungen (S. 206). Dass sich die Arbeit trotz ihres Fokus auf die gouvernementale Herstellung von *citizens* und *subjects* nicht mit den Erfahrungen von Besucher:innen befasst, merkt Antweiler selbst an (S. 206), ist aber als Vorgehensweise einer gouvernementalitätstheoretischen Arbeit durchaus nachvollziehbar.

Indem sie die Frage des Erinnerns als Regierungstechnik ins Zentrum stellt, bildet die vorliegende Arbeit einen innovativen Beitrag im Spannungsfeld kolonialer Geschichte, postkolonialer Theorie, Holocaust-Erinnerungskultur und -forschung. Eine kritische Auseinandersetzung mit postkolonialen Perspektiven zur Shoah fehlt leider, hier wäre beispielsweise Steffen Klävers Studie zu nennen, die für ein detailliertes Verständnis sowohl der Überschneidungen als auch der Unterschiede verschiedener Formen von Rassismus, Kolonialismus und Antisemitismus wirbt (Decolonizing Auschwitz, 2019). Insbesondere in den abschließenden Kapiteln der Arbeit wird deutlich, dass es sich bei Antweilers tiefgreifender Kritik an der Einbindung des Holocaust in die Musealisierung des Menschenrechtsdiskurses nicht um eine Kritik am Erinnern und Gedenken des Holocaust insgesamt handelt; vielmehr fragt Antweiler danach, wie Erzählungen mit und über den Holocaust im Rahmen globalisierter Menschenrechtsbildung gestaltet werden und welche Auswirkungen dies auch auf die Erinnerung und das Gedenken an die Shoah hat.

Antweiler beobachtet in der Verknüpfung von Menschenrechtsbildung und Holocausterinnerung eine Tendenz zur Individualisierung und Moralisierung, in deren Zuge sich eine Verschiebung des Fokus von strukturellen und materiellen Ursachen hin zu Fragen individueller Vorurteile und (In-)Toleranz vollziehe (S. 76). Die „aktiven Bürger:innen“, die Antweiler zufolge in den von ihr untersuchten Museen gouvernemental konstituiert werden, seien „compliant with the social order and do [...] not question its foundations“ (S. 131). Letztendlich, so Antweilers Analyse, tragen die von ihr untersuchten gouvernementalen Formen des Erinnerns an den Holocaust dazu bei, rassistische und koloniale Machtverhältnisse aufrechtzuerhalten (S. 211). Hier ist anzumerken, dass beispielsweise Noga Wolff entgegengesetzt argumentiert, indem sie gerade die Trennung von Holocausterinnerung und -bildung einerseits und Menschenrechtsfragen andererseits in Israel als Beitrag zu einem Aufrechterhalten des Konfliktes zwischen Israel und Palästina identifiziert (Severing a Historical Bond, 2020).

Mit der Denkfigur des *Museum of Doubt* entwirft Antweiler eine Vision einer Musealisierung des Holocaust, die dessen Einbettung in globale Regierungsweisen entgegenzuwirken vermag; in dem abschließenden Kapitel „Towards Pluriversal Memory“ verdichtet Antweiler ihre schlüssig argumentierte Kritik in einer Vision eines unbändigen Erinnerns: ein Erinnern, das den Blick auf vielfältige Welten und vielfältige Zukünfte ermöglicht. Zu hinterfragen, wie das Erinnern an den Holocaust global

eingebunden ist in eine – moralisierte und moralisierende – Konstitution gouvernementaler Subjekte, ist zweifellos eine zentrale Aufgabe der Gegenwart, der sich Katrin Antweiler sorgfältig, kritisch und ertragreich annimmt.

Sina Holst, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.26>

Kathrin Pallestrang/Magdalena Puchberger/Maria Raid (Hrsg.)

Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 2023, 175 S. (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Volkskundemuseum Wien von 22. April bis 26. November 2023, Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 108). ISBN 978-3-902381-60-6.

Vom 22. April bis 26. November 2023 zeigte das Volkskundemuseum Wien die Ausstellung „Gesammelt um jeden Preis! Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umgehen“. Begleitet und ergänzt wurde die Ausstellung von dem hier zu besprechenden gleichnamigen Katalog.

Dieser startet mit vier einführenden Beiträgen, die aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Ausstellung blicken. Museumsdirektor *Matthias Beitzl* erläutert in seinem Vorwort (S. 6–9) die besondere Bedeutung der Sammlung Mautner für das Volkskundemuseum Wien, die im Zentrum der Ausstellung stand. Selbstkritisch blickt er dabei auch auf die eigene Institutionsgeschichte zurück. Die Textilindustriellenfamilie Mautner habe sich „finanziell und mit Objektspenden“ schon in der Frühzeit des 1894 gegründeten Museums in „das Museums- und Sammlungsgeschehen eingebracht“ (S. 8). Als die Familie ab 1938 durch die Nationalsozialisten rassistisch verfolgt wurde, wurden Teile der Sammlung auf Initiative des Museums beschlagnahmt und vom damaligen Direktor Arthur Haberlandt „weit unter Wert“ angekauft (ebd.). Darunter waren u. a. Forschungsunterlagen, Bekleidungen und Trachtenabbildungen, Schützenscheiben, Liedtexte, Möbel, Pfeifen und Pfeifenköpfe sowie Fotografien von Konrad (1880–1924) und Anna Mautner (1879–1961).

Diese Objekte wurden „immer wieder unhinterfragt in zentralen Ausstellungen und Publikationen genutzt“ (S. 8). „Um nicht mehr von Unrecht zu profitieren“ (ebd.), habe sich der Trägerverein des Museums 2015 zur Provenienzforschung und anschließend Restitution im Sinne des österreichischen Kunstrückgabegesetzes entschieden. Die Erb*innen nach Anna Mautner schenkten alsdann die restituierte Sammlung dem Museum, verbunden mit dem ausdrücklichen Wunsch, diese „weiterhin der Öffentlichkeit und der Wissenschaft zugänglich zu machen“ (S. 9). Diesem Wunsch entsprang die Ausstellung, in der die Sammlung in ihrer Gesamtheit (rund 550 Objekte) gezeigt und kultur- und forschungsgeschichtlich eingeordnet wurde.

Die drei Kuratorinnen *Kathrin Pallestrang*, *Magdalena Puchberger* und *Maria Raid* bieten in ihrem Beitrag „Wie wir damit umgehen! Überlegungen, Umsetzungen und Ergänzungen zur Ausstellung *Gesammelt um jeden Preis!*“ eine kompakte und informative Einführung in die Ausstellungskonzeption (S. 10–19). Kern der Ausstellung sei es gewesen, die Prozesse des NS-Raubs, deren gesellschaftliche und staatliche Aufarbeitung bis in die Gegenwart sowie die konkrete Abbildung dieser Aufarbeitung in den Beständen des Volkskundemuseums aufzuzeigen. Dies erklärt auch, weshalb ausschließlich Originale aus dem Haus gezeigt wurden, während kontextualisierende Materialien wie Zeitungsausschnitte oder Bildmaterialien nur als Reproduktionen dargestellt worden seien (S. 14). Spannend liest sich der multiperspektivische Ansatz der Ausstellung: So sei ihnen wichtig gewesen, jenseits der kuratorischen auch andere Stimmen zu vermitteln, wie diejenigen von historischen Akteur*innen, Expert*innen und Kolleg*innen.

In einem selbst gestalteten Video äußerte sich außerdem Stephen M. Mautner, ein Erbe nach Anna Mautner, aus seiner Wohnung in den USA u. a. zu den Auswirkungen der Objektrückgabe auf die Erb*innen. Diese beschreibt Mautner auch im folgenden Katalogbeitrag („Anmerkungen anlässlich der Ausstellungseröffnung im Volkskundemuseum Wien am 21. April 2023“, S. 20–25). Dabei wird einmal mehr deutlich, wie identitätsstiftend Restitutionen sein können, wenn durch sie Familiengeschichten neu geschrieben werden. Eindrücklich erzählt Mautner: Die „Neuigkeiten bezüglich der Restitution [...] trafen uns völlig überraschend. Keiner von uns wusste, dass diese Sammlung je bestanden hatte, geschweige denn, dass sich mit ihrer Geschichte, als wir sie erfuhren, vor uns ein solch komplexes Netz auftun würde – von Ereignissen und Emotionen rund um diese Objekte und unsere Familie durch viele stürmische Jahre hindurch“ (S. 25).

Der abschließende Beitrag von *Theresa Hattinger*, *Michael Hieslmair* und *Michael Zinganel* zu „Ausstellungsarchitektur, Displays und Grafik“ (S. 26–30) liefert eine Beschreibung der Ausstellungsgestaltung, die sich teilweise in Details verliert. Dennoch bietet sie interessante Einblicke, etwa wenn die Präsentation des Themas Flucht erläutert wird, das „mit einem Ballon als verletzte Variante eines Globus dargestellt“ worden sei, „auf dessen Oberfläche die globalen Fluchtrouten händisch aufgezeichnet wurden“ (S. 29, Objektfoto S. 99).

Es folgt der eigentliche Katalogteil mit Ausstellungstexten und Objektbeschriftungen („Objektlabels“), die reich bebildert sind. Neben den üblichen Objektbildern werden auch Fotografien der Ausstellungsbereiche und der Objektpräsentationen gezeigt. Die unterschiedliche Farbgebung der fünf Ausstellungsbereiche wurde auch im Katalog durch entsprechend eingefärbte Seitenränder übernommen, was für einen guten Überblick sorgt.

Der erste Abschnitt (S. 32–43) führt in das Ausstellungssujet ein („Warum Objekte durch den Nationalsozialismus ins Museum kamen und wie wir damit umge-

hen“, Foyer) und stellt die hauseigenen Quellen dar („Die Inventarverzeichnisse des Volkskundemuseums Wien“, Raum 1), die die Grundlage einer jeden Herkunftsforschung sind. Im zweiten Abschnitt, „Erforschung der Herkunft und Rückgabe von Objekten“ (S. 44–63, Raum 2), werden die Geschichte und Umsetzung des Kunstrückgabegesetzes von 1998 skizziert sowie die Entwicklungen der NS-Provenienzforschung in Österreich mit der Gründung der Kommission für Provenienzforschung (1998) – der zentralen Stelle für Fragen rund um NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut und Rückgaben in Österreich – und des Kunstrückgabebeirats. Der dritte Abschnitt „Provenienzforschung und Restitution im Volkskundemuseum Wien“ (S. 64–83, Raum 3a) blickt auf die Prozesse im eigenen Haus zurück, v. a. seitdem sich das Museum im Jahr 2015 freiwillig zum Kunstrückgabegesetz verpflichtete. Infolge der seit diesem Zeitpunkt betriebenen Provenienzforschung wurden über 600 Objekte an die rechtmäßigen Erb*innen restituiert (S. 74), darunter die umfangreiche Sammlung Mautner. Der vierte Bereich „NS-Gesetzgebung und Infrastrukturen“ (S. 84–99, Raum 3b) geht zeitlich einen Schritt zurück und zeigt die systematische Beraubung Verfolgter durch das NS-Regime auf. Im letzten Bereich, dem Herzstück der Ausstellung, wird die Sammlung Mautner präsentiert („Die Sammlung Mautner und das Volkskundemuseum Wien“, S. 100–163, Räume 4/5). Dieser Abschnitt spannt den Bogen von den im Vorwort erwähnten engen Verbindungen des Hauses mit der Familie Mautner über das Verfolgungsschicksal im Nationalsozialismus und den Entzug der Sammlung bis hin zur Restitution in den Jahren 2018 und 2021 und deren Schenkung durch die Erb*innen in den Jahren 2020 und 2021. Eine überschaubare Liste mit weiterführender Literatur (S. 172) sowie das Autor*innenverzeichnis (S. 173 f.) runden den Katalog ab.

Der Anspruch der Ausstellungsmacher*innen, mit einer mitunter leicht verständlichen Sprache komplexe Fragestellungen rund um NS-Raubgut, Provenienzforschung und Restitution einem breiten Publikum zu vermitteln, ist mit diesem Katalog sicherlich gelungen. Er bietet außerdem die Möglichkeit, einen Eindruck von der Ausstellung und der umfangreichen Sammlung Mautner zu bekommen. Jenseits des Katalogs führt zudem ein virtueller Rundgang durch die Ausstellungsräume und ermöglicht einen Blick in die gelungene Schau (https://im.volkskundemuseum.at/gesammelt_um_jeden_preis/).

Malena Alderete, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.27>

Gerd Vonderach/Karl Friedrich Bohler/Anton Sterbling

Land-Berichte. Beiträge zu ländlichen und regionalen Lebenswelten. Düren: Shaker Verlag seit 2019 (Zeitschrift und Buchreihe).

Agrarsoziologische und agrarhistorische Forschungen spielen mittlerweile an den meisten universitären Standorten zur Ausbildung von mit der Landwirtschaft in Verbindung stehenden Berufen kaum mehr eine Rolle. Waren sie ehemals integraler Bestandteil einer auch die eigene Vergangenheit und gesellschaftliche Verortung mit in den Blick nehmenden Lehre, so bedeutete „die Umstrukturierung der Agrarfakultäten in den vergangenen Jahren [...] für fast alle landsoziologischen Lehrstühle das Aus“ (C. Neu: Land- und Agrarsoziologie. In: Handbuch Spezielle Soziologien 2010, S. 256). Dabei benötigen gegenwärtige Herausforderungen wie demografischer Wandel, Infrastrukturproblematiken, die jüngst medial breit thematisierten Bauernproteste und vor allem der in ländlichen Räumen besonders stark zu verzeichnende Rechtsruck eine umfassende Auseinandersetzung gerade aus den dafür prädestinierten Disziplinen heraus. In der Europäischen Ethnologie findet denn auch vor allem seit Mitte der 2010er Jahre wieder eine verstärkte Auseinandersetzung mit entsprechenden Fragestellungen statt, wofür etwa die Gründung der „Kommission für die Kulturanalyse des Ländlichen“ 2017 steht.

Leider tragen die hier zu besprechenden „Land-Berichte“ nicht zur Lösungsfindung in Bezug auf die eben angesprochenen sozialen Herausforderungen bei, sondern bestärken und befeuern diese noch. Was eigentlich ein gewinnbringendes Format für den interdisziplinären Austausch einer wichtigen und auch in unserem Fach eher in den Hintergrund getretenen (historischen) Regionalforschung sein könnte, stellt sich bei der Lektüre als stark ideologisch aufgeladenes Drehen-um-sich-Selbst einer Gruppe Gleichgesinnter heraus. Das ist besonders auch zu bedauern, weil die Arbeiten des federführenden Reihengründers und -herausgebers Gerd Vonderach für das Verständnis agrarkultureller Prozesse in Bezug auf Landwirtschafts-Naturschutz-Konflikte oder Familienbetriebsstrukturen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wichtige Bausteine bildeten – diese werden in ausgewählten Aufsätzen etwa im jüngst erschienenen Band 20 der Reihe als „Erkundungen unterschiedlicher Lebenswelten“ oder Band 16 „Regionale Landschaften und Agrargeschichte“ zusammengeführt.

Während die „Land-Berichte“ zwischen 2006 und 2008 unter der Bezeichnung „Sozialwissenschaftliches Journal“ erschienen, erfolgte ab 2009 die Zusammenführung unter „Land-Berichte. Sozialwissenschaftliches Journal“ und seit 2019 der neue Zusatz „Beiträge zu ländlichen und regionalen Lebenswelten“. Die häufige Änderung von Zeitschriften-Namen belegt meist schon deren eher weniger gelungene Verankerung innerhalb des ohnehin mit einer mittlerweile schier unüberblickbaren Fülle an Publikationen konfrontierten wissenschaftlichen Systems. Im Fall der „Land-Berichte“ ist dies selbstverschuldet: Bereits bei der gleichnamigen und ebenfalls im

Shaker Verlag herausgegebenen Buchreihe fällt eine starke Unwucht aus Titeln der Herausgeber selbst auf – diese sind gemeinsam mit Gerd Vonderach seit 2006 bzw. seit 2007 die ebenfalls in der qualitativen Soziologie verorteten und ebenso wie Vonderach bereits emeritierten Karl-Friedrich Bohler und Anton Sterbling. Autorinnen finden sich in der Buchreihe überhaupt nicht und sind auch als Aufsatz-Verfasserinnen kaum vorhanden. Wirklich problematisch aber wird es bei der Vermischung von politisch-ideeller Aufladung und dem vermeintlich wissenschaftlichen Anspruch der Reihe. In Ausgabe 1/2022 unternimmt etwa *Hermann von Laer* unter einem Beitrag, der eigentlich die Rückkehr des Wolfes thematisieren sollte, einen Rundumschlag à la: „Ständig muss ich aufpassen, kein schlimmes Wort zu benutzen, das zwar Jahrhunderte lang völlig problemlos verwandt wurde, nun aber angeblich irgendwen beleidigt. Die ganze Genderei kann geradezu zum Alptraum für normale Menschen werden“ (S. 46). Dass von der Europäischen Ethnologie längst grundlegend aufgearbeitete und teils in den völkischen Kontext zu verortende Kontinuitätsprämissen in der Reihe weder bekannt zu sein scheinen noch als problematisch eingeordnet werden, zeigen auch Aussagen wie in *Peter Busslers* Aufsatz zu „Sitte und Brauchtum im bäuerlichen Umfeld des alten Amtes Ritzebüttel und im nördlichen Teil des Elbe-Weser-Gebietes“ in Heft 2/2022. Er proklamiert hier, weihnachtliche Schenkbräuche hätten sich „aus alten germanischen Bräuchen des Wintersonnfestes in Verbindung mit späteren christlichen Anschauungen etabliert“ (S. 39), etwa in Bezug auf Gott Wodan. Fragt man sich als Leserin zunächst, was der Beitrag „Die Kölner Silvester-nacht 2015“ in einer auf den ländlichen Raum fokussierten Zeitschrift zu suchen hat, so erübrigt sich dies nach dem Gesamteindruck der Reihe. *Georg W. Oesterdiekhoff* gibt hier krude, gefährliche und weit rechtsstehende „Entwicklungstheorien“ von sich, die an dieser Stelle aufgrund ihrer essentialisierend-rassistischen Inhalte nicht weiter ausgeführt werden sollen – das Sprechen über in der arabischen Welt vermeintlich nicht durchlaufene Zivilisationsprozesse und „den friedlichen und höflichen Charakter der deutschen Männer“ (S. 77) zeigt zur Genüge, wie der Autor einzuordnen ist.

Diese drei punktuell herangezogenen Aufsätze bilden die Ausrichtung der „Land-Berichte“ als nicht der wissenschaftlichen Analyse und dem interdisziplinären Austausch dienendes Format, sondern als sich gegenseitig ein Forum bietender Echoraum Gleichgesinnter mehr als deutlich ab. Es werden hier längst von der Forschung widerlegte Weltbilder weiter tradiert, was einmal mehr aufzeigt, wie wichtig es für uns als Europäische Ethnolog:innen und damit für die Dekonstruktion solcher Prämissen prädestinierte Disziplin ist, unseren wissenschaftlichen Nachwuchs zur kompetenten Dekonstruktion entsprechender Brauch-, Ethnien- oder Geschlechterbezogener Aussagen auszubilden. Die „Land-Berichte“ sind daher ein äußerst problematisches und höchstens als Quelle für die leider (wieder) vorhandene Attraktivi-

tät des Ländlich-Regionalen als politisch-ideologisch aufgeladene Projektionsfläche
sich nach einer Welt von gestern Sehrender einzustufendes Organ.

Barbara Wittmann, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.28>